

A-804747 SAZ

Beiträge zur Geschichtskultur

Band 27

herausgegeben von
Jörn Rüsen



Bea Lundt (Hg.)

Nordlichter

Geschichtsbewußtsein und Geschichtsmysmen
nördlich der Elbe



eh 49040

A-3068595



2004

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

kif 197860

| | |
|--|---|
| AUF DEM WEG NACH NORDEN. EINE EINLEITUNG | 1 |
|--|---|

GRUNDLEGUNG IN NATUR UND KULTUR

| | |
|--|----|
| <i>Bernd Zich</i> DIE MEGALITHGRÄBER IN MUNKWOLSTRUP Kulturdenkmal – Forschungsobjekt – Erinnerungsort | 29 |
| <i>Thomas Hill</i> DER OCHSENWEG Zur Konstruktion regionaler historischer Identität | 47 |
| <i>Manfred Jakubowski-Tiessen</i> „TRUTZ, BLANKER HANS“ Der Kampf gegen die Nordsee | 67 |

FALLANALYSEN MITTELALTER UND FRÜHE NEUZEIT

| | |
|---|-----|
| <i>Jan Rüdiger</i> VOM NUTZEN DES VERGESSENS Schleswig-Holsteins Landesmittelalter | 87 |
| <i>Volker Scior</i> DIE DEUTUNG VON VERGANGENHEIT UND GEGENWART Hochmittelalterliches Geschichtsbewusstsein nördlich der Elbe | 137 |
| <i>Susanne Rau</i> HOLSTEINISCHE LANDESSTADT ODER REICHSTADT? Hamburgs Erfindung seiner Geschichte als Freie Reichsstadt | 159 |
| <i>Marion Kobelt-Groch</i> TELSE UND DIE SCHLACHT BEI HEMMINGSTEDT Die Entstehung einer Dithmarscher Heldin | 179 |

FALLANALYSEN NEUZEIT

| | |
|--|-----|
| <i>Martin Rheinheimer</i> VOM PERSÖNLICHEN MYTHOS ZUM LOKALEN ERINNERUNGORT Hark Olufs und das Geschichtsbewusstsein der Amrumer | 199 |
| <i>Wolfgang J. Mommsen</i> NATION UND FREIHEIT IM WIDERSTREIT Schleswig-Holstein, das Staatsgrundgesetz und die europäischen Revolutionen von 1848/49 | 227 |

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:

Die Archäologen Bernd Zich und Stefan Brocke,
die im Sommer 2000 in mittelalterlicher Pilgerkleidung den
Ochsenweg entlang wanderten. (Foto: Linda Herrmannsen,
Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein)

© 2004 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln
Tel. (0221) 913 90-0, Fax (0221) 913 90-11
info@boehlau.de

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Punkt für Punkt GmbH, Düsseldorf
Druck und Bindung: Strauss Offsetdruck GmbH, Mörlenbach

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in Germany

ISBN 3-412-10303-9

| | |
|--|-----|
| <i>Jörg Hillmann</i> DER „MYTHOS“ DÖNITZ Annäherungen an ein Geschichtsbild | 243 |
| <i>Jörn Eckert</i> SCHLESWIG-HOLSTEINISCHES RECHT IM WANDEL DER ZEITEN Das Eigentum an den Kunstwerken in der Kunsthalle zu Kiel | 269 |
| NATIONALE GRUPPEN UND RELIGIONEN | |
| <i>Thomas Steensen/Fiete Pingel</i> „AUF FREIEM GRUND MIT FREIEM VOLKE STEHEN“ Die nordfriesische Geschichte als Gegenstand von Mythen | 299 |
| <i>Jørgen Kühl</i> NATIONALE IDENTITÄT UND KULTURELLES GEDÄCHTNIS Die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein | 321 |
| <i>Arno Herzig</i> „DER BÖSE JUDE“ Ein norddeutscher Mythos im konfessionellen Wandel des 16. Jahrhunderts | 341 |
| <i>Rainer Hering</i> „EINER ANTICHRISTLICHEN DÄMONIE VERFALLEN“ Die evangelisch-lutherischen Kirchen nördlich der Elbe und die nationalsozialistische Vergangenheit | 355 |
| ARBEIT AM MYTHOS UND MODERNE ORTE DER MEMORIA | |
| <i>Thomas Riis</i> GIBT ES EIN SCHLESWIG-HOLSTEINISCHES SELBSTVERSTÄNDNIS? | 373 |
| <i>Inge Adriansen</i> ERINNERUNGSORTE DER DEUTSCH-DÄNISCHEN GESCHICHTE | 391 |
| <i>Dieter Hartwig</i> DAS MARINE-EHRENMAL IN LABOE Kontinuität und Wandel einer nationalen Gedenkstätte | 413 |
| <i>Michael Salewski</i> KONFRONTATION UND KOOPERATION IN DER OSTSEE Historische Erfahrungen und politische Perspektiven | 439 |
| AUTORENVERZEICHNIS | 459 |

Für Ferdinand Seibt (9.5.1927–7.4.2003),
dessen Gedanken und Spuren auf den Erinnerungswegen Europas ich
einundzwanzig Jahre lang folgte

AUF DEM WEG NACH NORDEN. EINE EINLEITUNG

*Geschichte unter den Füßen:
Unterwegs auf dem Ochsenweg*

Zwei Männer in altertümlichen Kutten wandern einen Weg entlang. Nicht zu erkennen sind die Gesichter, unwichtig die Individualität- das Arrangement des Fotos leitet vielmehr den Blick des Betrachters, der Betrachteterin so, daß er, daß sie sich in Gedanken dem Duo anschließen und sich in die Gehbewegung auf dem staubigen und ansonsten menschenleeren Pfad einfüllen muß. Dem stummen Angebot seines Verlaufes folgend, gehen die

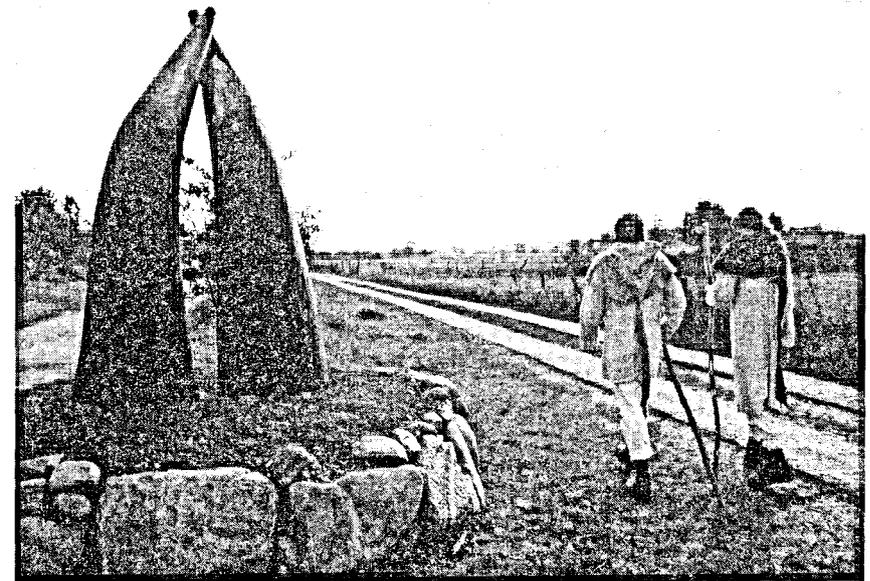


Abb. 1: Das Foto zeigt die beiden Archäologen Bernd Zich, der mit einem Beitrag in diesem Band vertreten ist, sowie Stefan Brocke, die im Sommer 2000 in mittelalterlicher Pilgerkleidung den Ochsenweg entlangwanderten. Foto: Linda Herrmannsen, Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein (ALSH).

Jan Rüdiger

VOM NUTZEN DES VERGESSENS

SCHLESWIG-HOLSTEINS LANDESMITTELALTER

*Det moost at steed wees! Man ales
wiar ferswünjen, huar a ualen fan
fertäald het. Nian skeb muar mä
drachenhööd, nian wilj maaner
mä hurner üüb a helmer üüb ruad
hiaren ... Aran wul jo det ferlicht
goorei liaw, dat bi a mensken ales
so gau föörbiging.¹*

Missunde, Anfang des 21. Jahrhunderts. Es ist mäßiger Betrieb an der Fähre, die das Angelner und das Schwansener Schleiufer verbindet, und guter Betrieb in den beiden Fährkrügen. Hinter dem Schwansener Krug steht am Ufer ein Flaggenmast, an dem die Fahnen der skandinavischen Nachbarstaaten wehen, daneben ein weit größeres rotes Banner mit dem Namen der Schleswiger Brauerei ‚Asgaard‘ und der Umzeichnung eines frühmittelalterlichen Brakteaten, auf dem die Kundigen in Runenschrift die Worte *undr* und *alu*, „Wunderbier“ also, lesen können. Gegenüber wirbt ein Plakat für den Besuch der Diskothek ‚Saga‘ im Gewerbegebiet ‚Wikingerland‘ in Busdorf, Adresse: Thorshammer 10.

Einige hundert Meter landeinwärts erhebt sich links der Straße ein Hügel mit den Überresten eines jungsteinzeitlichen Großsteingrabs. Ebenfalls in dieser Anlage findet sich eine Gedenkstätte für die Opfer des dänisch-preußischen Gefechts am 2. Februar 1864. Am hundertsten Jahrestag ist sie restauriert und um einen länglichen Betonblock ergänzt worden, dessen aufgesetzte Kupferbuchstaben – vierzig Jahre später auch bereits nicht mehr vollständig – verkünden: NACH EINEM JAHRHUNDERT ZWISCHEN VERWANDTEN VÖLKERN SEI DIESE GEDENKSTÄTTE ERNEUERT ALS MAHNUNG ZU BRÜDERLICHER NACHBARSCHAFT.

¹ Lisa Horstmann: „Een kaam turag“, in: *Skriiw fresk. Teksten tu a fresk literatüür-weedstridj 1989/90*, ütjden faan Nils Århammer, Christina Tadsen an Ommo Wilts. Bräist/Bredstedt 1993, 80–87, hier S. 82. – Vgl. Anm. 12.

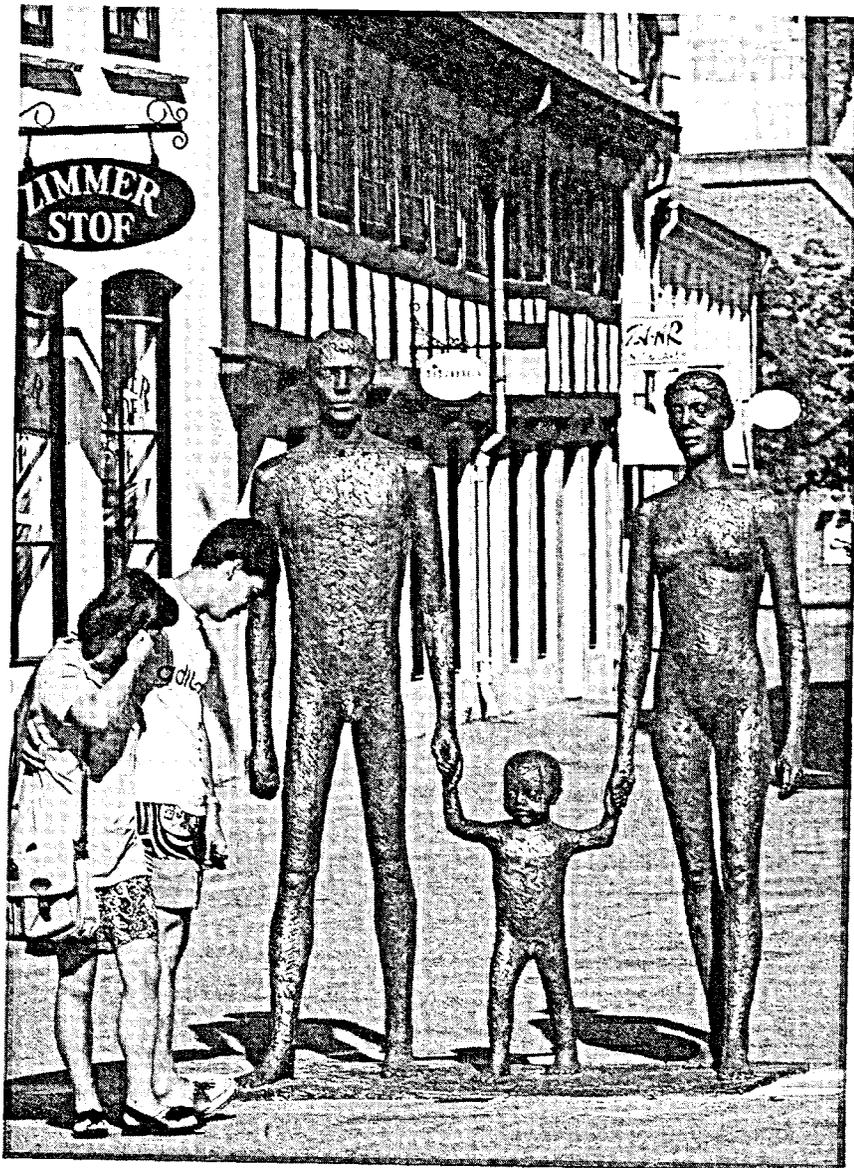


Abb. 1: 1992 ließ die Stadtverwaltung von Aalborg diese Skulptur von Hanne Warming in der Fußgängerzone aufstellen. Sie trägt den Namen Vikingætlinge (Foto: Aalborg Kommunes Skole- og Kulturforvaltning).

Die wenigen Spaziergänger, die die kleine Anhöhe besuchen, nicken nachdenklich zu diesem Satz. Es ist wahrhaftig lange her, daß besagter Zwist zuletzt die Gemüter bewegt hat. Schleswig und Holstein sind heute gleichberechtigte Teile des Dänischen Bundes. Vor dem Landtag in Flensburg weht die gelbe Fahne mit dem blauen Kreuz und vor dem in Kiel die weiße Fahne mit dem roten Kreuz, und wenn auch das Ripener Privileg von 1460, in den nationalen Auseinandersetzung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wieder und wieder als Rechtsgrund für die Personalunion mit der dänischen Krone beschworen, im historischen Bewußtsein nördlich der Elbe heute kaum noch eine Rolle spielt: auf die plebiszitären Elemente in der politischen Kultur ist man hierzulande (auch mit einem Seitenblick auf die südelbischen Verhältnisse) stolz, und die dem Ripener Privileg entnommene Bekundung des Königs und Herzogs: *alse wy nu van vryen willen gekoren sind to dessen landen van den inwoneren*, verdichtet zum Schlagwort „Gekoren van den Inwoneren!“, wird zu Momenten, da es um die Volkssouveränität im Gesamtstaat zu gehen scheint, in dem einen oder anderen Leitartikel unweigerlich hervorgeholt.

Populärer sind da, wie überall in Skandinavien, die Wikinger. Wohl mahnen kritische Stimmen, der ewige Bezug auf die nordische Frühzeit – aus welchem Asgaard-Bier, Diskothek ‚Saga‘ und Straßennamen wie „Thorshammer“ nur einen winzigen Ausschnitt darstellen – sei in seiner Suggestion tausendjähriger nationaler Identität unreflektiert und auch nicht ganz unbedenklich. Die Touristen aus dem nahen Deutschland allerdings, die in den Sommermonaten die Nord- und Ostseestrände bevölkern und an Regentagen in Scharen das „Wikingermuseum Hedeby“, das „Erich-Plogpenning-Mittelalterzentrum“ auf der Schlei oder das „Wikingerdorf Kosel“ besuchen, scheinen keinen Anstoß zu nehmen ...

Mit dieser einleitenden kontrafaktischen Vignette möchte ich keine Debatte über die Kontingenz historischer Abläufe eröffnen oder einmal mehr die längst zum couranten Wissen gewordene Konstrukthaftigkeit nationaler Entwürfe beschwören. Wohl aber möchte ich mit obiger Fiktion das Thema der Erinnerung an die (und des Umgangs mit der) Geschichte nördlich der Elbe „mit Unvertrautheit ausstatten“². Dazu gehört es im Sinne der „Erfindung von Nationen“ gewiß, darüber nachzudenken, daß die vormoderne Geschichte der Herzogtümer sich im Rahmen eines fiktiven modernen dänischen Gesamtstaats in geradezu mustergültiger Weise als geradlinige

2 Vgl. Ulrich Raulff: „Vom Umschreiben der Geschichte“, in: Ders.: *Vom Umschreiben der Geschichte. Neue historische Perspektiven*. Berlin 1986, 7–15, ibs. S.13.

Tradition konstruieren ließe: von Göttrik und den Wikingern über Waldemar den Sieger (mit Bornhöved als zeitweiligem Rückschlag), Gerhard den Großen, 1460 und die folgenden gesamtstaatlichen Jahrhunderte bis zu einem 1848, das in jenem Falle vermutlich als reaktionärer Putschversuch der holsteinischen Ritterschaft gegen die liberale Umgestaltung der dänischen Länder gedeutet würde³ –, während die Einfügung Schleswig-Holsteins in die deutsche Nationalgeschichte seit 1866 die mit ihr befaßten Historiker häufig in nahezu aporetische Situationen gebracht hat. Dazu gehört aber vor allem, von den heutigen Befunden ausgehend, die Frage, warum der Fahnenmast in Missunde, die Biermarke und die Diskothek tatsächlich existieren⁴, ein „Wikingerdorf“ in Kosel und ein Erich-Plogpenning-Mittelalterzentrum hingegen nicht. Dazu gehört schließlich der Versuch, beide Themen einander anzunähern und zu fragen, inwiefern die Existenz einer sich wikingsch gebenden Biersorte, die Nicht-Existenz bestimmter historischer Museen und die Konstruktion oder Nicht-Konstruktion historischer ‚Identitäten‘ – oder, weniger numinos: historischer Erinnerungsverläufe – voneinander abhängen. In folgenden Überlegungen möchte ich mich dabei auf Gegenstände der mittelalterlichen Geschichte konzentrieren. Diesen wird gegenüber den rezenteren gern eine, höflich ausgedrückt, etwas zurückgenommene Bedeutung beigemessen; denkbar ist allerdings, daß sich gerade darum an ihnen besonders gut zeigen läßt, was bei der Betrachtung der neueren und zeitgenössischen Geschichte ob ihrer der Fachwelt so evidenten Brisanz leicht aus dem Blick gerät: die Bedeutung, die die nordelbische ‚breite Öffentlichkeit‘ ihnen zuzubilligen bereit oder imstande sind.

Ich begeben mich also auf die Suche nach mittelalterlichen ‚Erinnerungsarten‘, um aufgrund der Ergebnisse dieser Suche einige Gedanken zu formulieren, die den Gebrauch und Nutzen historischer Erinnerung nördlich der Elbe betreffen. Damit mögen folgende Überlegungen auch ohne eine *Galérie des Illustres* der aktuellen Forschung als hinreichend situiert

³ Vgl. die liberal-demokratische Erzählung der dänischen Geschichte in Claus Bjørn: *Fra reaktion til grundlov 1800–1850* [Gyldendal og Politikens Danmarkshistorie, 10], København 21993, ibs. S. 327–337; deutsche Kurzdarstellung in: Ders.: *150 Jahre dänische Verfassung*. Herausgegeben vom Königlich Dänischen Ministerium des Äußeren, Kopenhagen 1999. Eine entsprechende Sicht liegt der (in Überarbeitung befindlichen) Darstellung im Museum Danevirkegården zugrunde: „1849 erhielt Dänemark eine freie Verfassung, die auch für die Herzogtümer gelten sollte. Der Deutsche Bund aber, dem auch Holstein angehörte, widersetzte sich dieser in seinen Augen viel zu liberalen Verfassung.“

⁴ Die Schilderung aus Missunde, die die ersten beiden Absätze dieses Artikels umfaßt, beruht auf Beobachtungen im Juli 2002.

gelten, wenn auch deutlich werden dürfte, daß der Charakter der hier zu besuchenden ‚Erinnerungsorte‘ in ihrer Konkretion eher der Nora’schen Wahl als ihrem deutschen Pendant ähnelt. Ein Wort der Beschränkung immerhin: Diese Überlegungen erheben nicht den Anspruch, zum Wesen des Sich-Erinnerns etwas hinzuzufügen⁵ oder das Vergessen in allgemeinschlicher Perspektive zu behandeln⁶; vielmehr geht es hier um das, was in der Fokussierung des Blicks auf das regional Besondere gewonnen werden kann. Daß die Geschichte es schwer hat in einer Zeit, deren Zukunftsideal eine immerwährende Gegenwart ist, muß hier nicht wiederholt werden; stattdessen wird gefragt, ob sie es im Land zwischen Elbe und Belt vielleicht ein wenig leichter oder schwerer hat als im europäischen Mittel und worin der Unterschied liegen könnte.

Zwei weitere Einschränkungen sind zu machen: Zum einen wird im folgenden von den Ergebnissen der historischen Forschung nur insoweit zu sprechen sein, als ihre Publikationsweise einen allgemeinen Adressatenkreis intendiert oder erreicht. Dabei gilt es stets im Auge zu behalten, daß die zu behandelnden Vermittlungsformen historischer Information in ihrer Zuverlässigkeit und intellektuellen Redlichkeit sehr disparat sein können und daß aufgrund des hier zu behandelnden Gegenstandes, den Geschichtsbildern und Geschichtsmysen, derlei qualitative Erwägungen unweigerlich hinter dem Kriterium der Breitenwirkung zurücktreten müssen. Es ist offenkundig, welchen Substanzverlust der Weg historischen Wissens von Otto Brandts Landesgeschichte über den ‚Territorien-Ploetz‘ bis in den „Geschichtlichen Überblick“ des Polyglott-Reiseführers *Schleswig-holsteinische Ostseeküste* (um nur eine leicht zu verfolgende Spur nachzuzeichnen) mit sich bringt. Welchen weiteren Weg das historische Wissen vom Reisebuch aus noch vor sich hat, bleibt einer systematischen Untersuchung zudem weitgehend verschlossen. Nur zufällig wird man erfahren können, was bei seiner Rezeption durch Urlauber, Schüler mit Geschichtshausaufgaben oder saisonal arbeitende Fremdenführer geschieht.

⁵ Moritz Csáky/Peter Stachel: Vorwort, in: Dies. (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses: Bibliotheken, Museen, Archive*. Teil I. Wien (Passagen-Verlag) 2000, 11–13. Den dort genannten Elementen des Sich-Erinnerns wie „ritualisierte[m] Tradieren von sinnstiftenden Mythen, ... deutende[m] Festhalten von geschichtlichen Ereignissen in Feiern oder Festen oder [dem] Weitererzählen von (kollektiven) Erlebnissen in der Schule“ wird man im folgenden ebenfalls begegnen – oder gegebenenfalls eben nicht begegnen.

⁶ Vgl. Aleida Assmann: „Speichern oder Erinnern? Das kulturelle Gedächtnis zwischen Archiv und Kanon“, in: Csáky/Stachel (Hg.): *Speicher des Gedächtnisses*, Teil II. Wien 2001, 15–30, ibs. S. 16.

Zum zweiten: Ich spreche im wesentlichen vom Gebiet der alten Herzogtümer Schleswig und Holstein und lasse dabei Lauenburg, den nordelbischen Teil des welfischen Herzogtums, sowie die Hansestädte Hamburg und Lübeck insofern außer acht, als ihre mittelalterliche Geschichte einen heutigen Gebrauch dieser Geschichte ermöglichen würde, der für Schleswig und Holstein nicht funktional wäre. „Klaus Störtebeker“ etwa ist für Hamburg der vielleicht bedeutendste Erinnerungsort mediävistischer Provenienz, dennoch wird er hier keine Rolle spielen. Des weiteren werde ich nicht von den lokalen *loci memoriae* sprechen, an denen das Land zwischen Putlos und Hemmingstedt so reich ist. Es geht im folgenden also um mittelalterliche Erinnerungsorte von landesweiter Bedeutung. Um dies gleich vorwegzunehmen: in Schleswig sind es zwei, in Holstein keiner.

I.

Die Wikinger sind heutzutage ungemein populär – auch weit jenseits der Eider (und der Königsau), daran besteht kein Zweifel. Es ist dies eine ganz erstaunliche Popularität: die Hunnen und die Awaren etwa, um zwei nicht gänzlich abwegige Vergleiche zu ziehen, sind weit von diesem Bekanntheitsgrad entfernt, und mit ihrem Namen verbinden sich, wenn überhaupt, eher unerfreuliche Assoziationen. In dieser Hinsicht sind die Wikinger eines der großen aktuellen Rätsel der Mediävistik. Das Wort „Wikinger“ gehört – alle philologischen Bedenken hinsichtlich seiner Etymologie, seines Referenten und seiner korrekten Singularform einmal hintangestellt – wahrscheinlich zu den ganz wenigen Begriffen der mittelalterlichen Geschichte, die heute so gut wie jedem bekannt sind; „Ritter“ ist vermutlich der einzige Konkurrent. Mehr noch als bei jenem ist bei dem Wort „Wikinger“ der sinistre und ja auch unzweifelhaft berechtigte Beiklang von Leid und Tod, den es generationenlang gehabt hat und der sich noch vor nicht allzulanger Zeit bei entsprechender Gelegenheit reaktivieren ließ, gänzlich getilgt – was, genau betrachtet, ein beunruhigender Befund ist. Wenn eine führende schwedische Automarke in einer deutschlandweit verbreiteten Illustrierten mit dem Slogan wirbt: „Was wurde aus den Wikingern? – Autobauer“ (und weiter: „Geschaffen für Abenteuer von heute. Von Menschen, die von jeher viel auf Reisen waren“), kann sie in der Zielgruppe auf ein behagliches Lächeln setzen: die Wikinger sind ein konstitutives Element im skandophilen Nordlandbild, neben roten Hütten, Schären, Sommerseen und Danish Design-Kaffeekannen. Die Fährgesellschaft, die von Hamburg aus Shoppingtouren nach London anbietet, wirbt im Lokalblatt mit der Parole: „Plündern Sie das Königreich!“ – und

kann davon ausgehen, daß die hier angesprochenen ‚Wikinger‘ nicht an die wiederholten Brandschatzungen Hamburgs im 9. Jahrhundert denken. Der bereits ein halbes Jahrhundert währende Dauererfolg der deutschen Ausgabe von Frans Bengtssons *Röde Orm*⁷ läßt sich angesichts der schulischen Vorkenntnisse seiner Leser kaum auf den Goût der glänzenden Persiflage auf den „klassischen Sagastil“ zurückführen, wohl aber auf deren Bereitschaft, diesen Stil (zu Recht) als angemessen anzuerkennen, um dann vielleicht zu den Saga-Originalen überzugehen, die seit einigen Jahren wieder im Buchhandel erhältlich sind. Dies ist im übrigen noch weit von den Verhältnissen in Großbritannien entfernt, wo *Egils saga*, *Laxdœla saga* oder *Njáls saga* seit Jahrzehnten zum Programm der großen Taschenbuchverlage gehören, oder gar Skandinavien, wo auch (oder gerade) in den Buchhandlungen der entlegendsten Ortschaften sieben verschiedene Übersetzungen der *Heimskringla* zu haben sind, wohlgerne in bester Placierung neben den aktuellen Bestsellern. Derlei Beispiele ließen sich beliebig vermehren; sie seien hier nur angesprochen, um zu betonen, daß, wenn ‚die Wikinger‘ als ein schleswigscher Erinnerungsort verstanden werden sollen, die Modi der Erinnerung der entscheidende Punkt sein müssen.

Die Bedeutung der Wikinger als Erinnerungsort in Skandinavien ist evident. Seit dem Götizismus des 17. Jahrhunderts, spätestens seit den ersten publizistischen Selbstdarstellungen der nordischen Monarchien für ein europäisches Publikum im 18. Jahrhundert und der Nobilitierung des wikingischen Nordens als Born europäischer Freiheit durch Montesquieu⁸ hat der stetige kulturelle Bezug auf die frühmittelalterliche Geschichte nicht mehr aufgehört. Es ist hier nicht der Ort, diese Rezeptionsgeschichte von Grundtvig und Bjørnson bis Lagerlöf und Laxness nachzuzeichnen⁹ oder

7 Frans G. Bengtsson: *Die Abenteuer des Röde Orm*, dt. Erstausgabe: München 1951 [schwed. 1941–1945], Taschenbuchausgabe 1978, 2001, 19. Auflage.

8 Montesquieu, *Lettres persanes* CXXXI sowie *De l'esprit des lois* XVI 11, XVII 5; entsprechend Paul-Henri Mallet: *Introduction à l'histoire de Dannemarc*. Copenhague 1755. Zum Götizismus vgl. Frauke Hillebrecht: *Skandinavien – die Heimat der Goten? Der Götizismus als Gerüst eines nordisch-schwedischen Identitätsbewußtseins*. Berlin 1997, mit weiteren Verweisen.

9 Vgl. Else Roesdahl/Preben Meulengracht Sørensen (ed.): *The Waking of Angantyr. The Scandinavian Past in European Culture*. Århus 1996; David M. Wilson: *Vikings and Gods in European Art*. Ausstellungskatalog, Århus 1997; zu Dänemark Else Roesdahl: „Vikingerne i dansk kultur“, in: *Fortid og Nutid* 1994, 158–172. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß das dänische Außenministerium als Teil seiner internationalen Öffentlichkeitsarbeit eine vom Leiter der Wikingerschiffhalle in Roskilde, Jan Skamby Madsen, verfaßte Broschüre über *Die dänischen Wikinger* (1995) herausgegeben hat.

die Intensität und die Situationalität der Erinnerung in Island, Norwegen, Dänemark und Schweden (weniger in Finnland) zu bewerten; gewiß ist, daß die Wikingerzeit in diesen Ländern erstens als historische Epoche allgemein wohlbekannt und zweitens – und dies ist der entscheidende Punkt – als spezifisch isländisch, norwegisch usw. oder aber zumindest spezifisch nordisch etabliert ist. Die Erinnerung ist zudem funktional: in schlagwortartiger, ein wenig überzeichnender Zuspitzung könnte man sagen, daß die Wikinger viel an der frischen Luft waren, die großartigste Literatur ihrer Zeit verfaßten, einzigartig gelungenen Schmuck und Schiffsbugs entwarfen, erfolgreich mit der ganzen bekannten Welt Handel trieben und daheim auf dem Thing ihre eigenen Geschicke in die Hand nahmen.¹⁰ Kurz, die Wikinger sind nicht nur in den auf die Romantik zurückgehenden nordischen Nationalkulturen, sondern auch in der unter anderem durch Besuche in Freiluftmuseen und Kunstgewerbeläden praktizierten Alltagskultur ein wesentliches Element dessen, das manche als ‚nationale Identität‘ begrifflich zu bannen suchen. Die Geradlinigkeit dieser Erinnerung findet gesamtgesellschaftlichen Rückhalt. Mitten auf der Einkaufsstraße von Rendsburgs nordjütischer Partnerstadt Aalborg kommen dem Passanten drei leicht überlebensgroße, unbekleidete bronzene Fußgänger entgegen, Mann, Frau und Kind, eine Kleinfamilie ohne spezifische Charakteristika. Die Skulptur, ein Werk der Künstlerin Hanne Warming von 1992, trägt den Titel *Vikingetlinge*, ein Wort, das nur unter Verlust der altertümelnd-hochsprachlichen Stilnuance als „Wikingernachfahren“ übersetzbar ist. Sie bietet den dänischen Spaziergängern, kommunal gefördert, die Unmittelbarkeit einer Begegnung mit sich selber auf dem Umweg über ein Mittelalter, das hier bloß begrifflich präsent ist, ohne dadurch an Wirkung zu verlieren.

Neben den Orkney- und Shetland-Inseln ist Südschleswig heute das einzige ‚Wikingerland‘ außerhalb der skandinavischen Staatsgrenzen.¹¹ Dies soll zunächst schlicht bedeuten, daß die Bevölkerung sich die Wikin-

¹⁰ Vgl. Roesdahl, „Vikingerne i dansk kultur“, ibs. S.159; eine ähnliche Beobachtung macht für Norwegen Hans Magnus Enzensberger: *Ach Europa!* Frankfurt/Main 1987, S. 254. Eine intensive Auseinandersetzung mit den historischen Gründen gegenwärtiger kultureller Praktiken in Skandinavien bietet Kirsten Hastrup (red.): *Den nordiske verden*. 2 Bde., København 1992.

¹¹ Dabei bleiben die Gebiete zeitweiliger Landnahme in England, Irland und Nordfrankreich außer Betracht, obgleich eine Untersuchung der Bedeutung der Wikingerzeit für das (noch?) schemenhafte regionale Sonderbewußtsein Nordhumbriens interessante Ergebnisse verheißt, ähnlich wie entsprechende Untersuchungen zu bestimmten Regionen Rußlands.

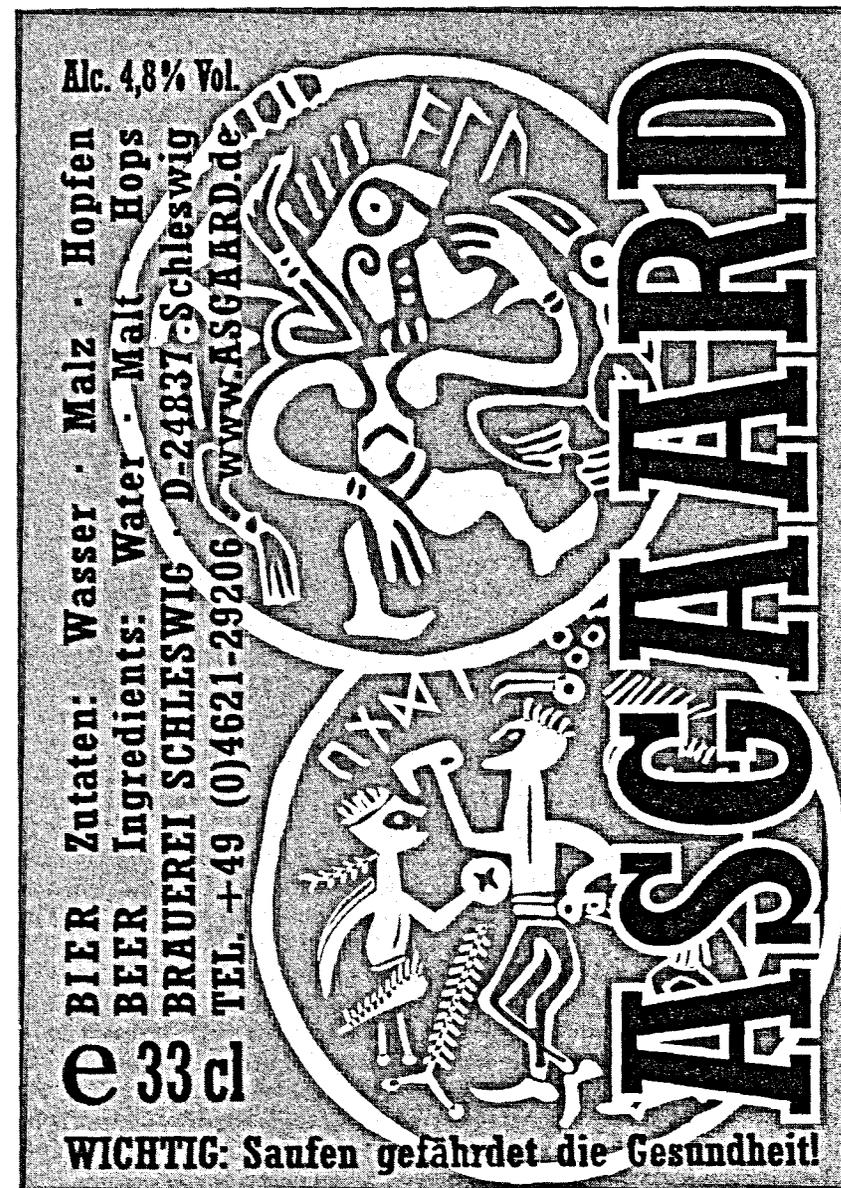


Abb. 2: „Das göttliche Bier der tausendjährigen Wikingerstadt Schleswig“ erfreut sich im Lande zunehmender Beliebtheit. Die Abbildung zeigt das Etikett der handelsüblichen Flaschen; das Motiv wird auch in der Flaggen-, Plakat- und Internetreklame gebraucht (Foto: Asgaard-Brauerei Schleswig).

ger als im eigenen Land ansässig, nicht als Plünderer oder Kaufleute von anderswoher kommend vorstellen kann – obgleich außer Skarði, Eirík und Sigtrygg, den Helden der Runensteine, kaum einer dieser ‚Wikinger‘ mit affektiver Wirkung namhaft zu machen ist. Die umfassende Nutzung ‚der Wikinger‘ in diesem Sinne erfährt jeder Schleswig-Besucher, der sich im Plessenhof die mehrsprachig erhältliche Tourismusbroschüre *Schleswig und die Wikinger* besorgt hat („Schleswig und die Wikinger sind untrennbar miteinander verbunden!“ heißt es darin beinahe in ‚Up ewig unge-deelt‘-Diktion), sodann auf dem ‚Wikinger-Campingplatz‘ an der Schlei sein Zelt aufschlägt, dortselbst die „urgemütliche Wikingerweinstube“ [!] aufsucht und sich im Busdorfer Restaurant-Café ‚Am Runenstein‘ vom Haithabu-Buffer („Essen wie die Wikinger“) bedient, während die Kleinen nach Verzehr des „Wickie-Tellers“ auf dem „Wikinger-Abenteuerspielplatz“ toben. Abends bietet sich die eingangs zitierte Diskothek ‚Saga‘ im Busdorfer Gewerbepark ‚Wikingerland‘ an, und über allem dräut der ‚Wiking-Turm‘. Ähnlich, wenn auch weniger dicht, sieht es – mit Ausnahme von Westküste und Inseln, wo die ‚Friesen-‘ den Ort der ‚Wikinger-‘ einnehmen¹² – überall im Schleswiger Land aus, südlich des Danewerks allerdings rapide abnehmend. In Holstein fehlt dieses oder ein ähnliches Phänomen, und auch die in Mecklenburg und Vorpommern allgegenwärtigen ‚Hanse-‘ Bäcker, Gedecke und Reinigungsunternehmen erzeugen ein lange

12 Unbeschadet dieser auf populäre Nomenklaturbräuche abzielenden Beobachtung findet selbstverständlich die Begegnung mit der lokalen Wikingerzeit auch in Nordfriesland statt; beispielhaft sei hier die Erzählung „Een kaam turag“ von Lisa Horstmann genannt, der das diesem Artikel vorangestellte Zitat entnommen ist. In ihr kehrt eines der Odderbaantjes, deren Überfahrt von Föhr nach Amrum zum wohl-bekanntesten Sagenschatz der Inseln gehört, in die alte Heimat zurück und unternimmt dort eine Art reflektierter Rundreise zu den (seien sie hier einmal so genannt) Föhringer Erinnerungsorten, unter denen der Wikingerlandeplatz am Gotingkliff nicht fehlen darf. Entgegen seiner Erwartung findet das Odderbaantje dort weder Drachenschiffe noch wilde Rothaarige mit behörnten Helmen vor. Die sagenhaft hohe Lebenserwartung dieser Zwerge erlaubt der Autorin zu Geschichte und Geschichtsbildern die reizvolle Pointierung, zu Hause auf Amrum würden die anderen kaum glauben, daß bei den Menschen immer alles so schnell vorbei wäre. – Auf die friesische Geschichte werde ich, da dem Thema in diesem Band ein gesonderter Beitrag gewidmet ist, im folgenden nicht eingehen; zu Deutung und Aneignung des friesischen Mittelalters vgl. Thomas Steensen (Hg.): *Die friesische Freiheit*. Beiträge zum 1. Historiker-Treffen des Nordfriisk Instituut. Bredstedt 1990 sowie ders./Pingel in diesem Band.

nicht so insistentes Bild regionaler historischer Identität.¹³ Dabei ist diese Identifikation recht jungen Datums. Im Grunde markiert erst die Eröffnung des – ausdrücklich so benannten – „Wikinger-Museums Haithabu“ 1985 die anerkannte Aneignung wikingischer Vergangenheit für Schleswig. Was im allgemeinen Bewußtsein heute so evident scheint, war noch vor kurzem durchaus strittig; die 1986 erschienene achte Auflage von Herbert Jankuhns Standardwerk über Haithabu enthielt nach wie vor die Mahnung, man könne Haithabu keineswegs als ‚Wikingerstadt‘ bezeichnen.¹⁴ Den spezifisch schleswigschen Modalitäten der Erinnerung an die wikingische Vergangenheit kann man mit einem Blick auf die Haithabu-Forschung¹⁵ näher kommen, pointiert auf das Problem, wie dieses im nationalhistorischen Sinn bereits massiv von den skandinavischen Staaten besetzte Feld¹⁶ in einen deutschen Zusammenhang eingefügt werden kann-

13 Keinesfalls soll hier einer herablassenden Haltung gegenüber den genannten Formen populärer Aneignung historischer Materie – so selektiv sie auch sei – das Wort geredet werden. Wenn etwa der Brauer Ronald T. Carius beschließt, bei der Vermarktung seines „göttlichen Biers der tausendjährigen Wikingerstadt Schleswig“ auf den Markennamen „Asgaard“ und Ziergläser in Form eines umgestülpten Helms (natürlich mit Hörnern) zu setzen, so ist dies eine ernstzunehmende Form der (Re-) Produktion historischer Bezugnahmen, umso mehr, als das beworbene Bier auch im Hinblick auf Produktions- und Distributionsformen ein regionales ist, mithin hier nicht von Beliebigkeit die Rede sein kann. Dazu gehören die (wenn auch nicht allzu weit ausgeführten) Verweise auf die einschlägigen eddischen Quellen in der Reklame sowie der Umstand, daß sich die Brauerei bei der Auswahl der die Etiketten schmückenden Brakteate und Runen vom Direktor des Museums Danevirkegärden beraten ließ. Vgl. Dierk Jensen: „Bier braucht Heimat“, *Slesvigland* 1/2002, 24–31.

14 Herbert Jankuhn: *Haithabu. Ein Handelsplatz der Wikingerzeit*. Neumünster⁸1986, S. 40.

15 Wiederum, so sei hier noch einmal betont, konzentriere ich mich hier auf Publikumsdarstellungen und lasse Fachveröffentlichungen (Grabungsberichte usw.) außer acht.

16 Als solche waren die Wikinger auch in der deutschen Öffentlichkeit ‚besetzt‘. Im April 1920 erschien die Berliner Wochenzeitschrift *Kladderadatsch* mit einer Titellillustration, auf der eine weißgekleidete Frau mit einer schwarzweißroten [!] Fahne in der Hand an einem Meeresufer steht und einer davonsegelnden Flotte mit schwer beladenen Drachenbooten nachwinkt, deren Segel Bilder eines Fasses, eines Schweins, eines Paars Würste tragen. Kein Danebrog oder ähnliches nationales Symbol war offenbar notwendig, damit die Adressaten die Karikatur zum Abstimmungsergebnis in der 2. schleswigschen Zone am 14. März und den wirkungslos gebliebenen „dänischen Paketen“ verstehen konnten. Inge Adriansen/Immo Doege: *Deutsch oder dänisch? Bilder zum nationalen Selbstverständnis aus dem Jahre 1920*. Flensburg 1992, S. 58.

te. Es ist dies ein umso schwierigeres Problem, als ab etwa 1840 wenigstens ein Jahrhundert lang die frühmittelalterliche Geschichte Schlesiws grundsätzliche politische Bedeutung und zeitweise Tagesaktualität gewann.

In skandinavischen Darstellungen ist die Lage recht problemlos: Hedeby (wie der inschriftlich und dokumentarisch überlieferte Ortsname in moderner dänischer Form lautet) war „das wichtigste städtische Zentrum im Dänemark der Wikingerzeit“, „Skandiaviens südlichste Stadt“¹⁷. Als solche nimmt Haithabu in ihnen eine zentrale Stellung ein; *Gyldendal og Politikens Danmarkshistorie*, die derzeit gängige Gesamtdarstellung für das allgemeine Lesepublikum, widmet der Stadt 16 Seiten, was (auch unter Berücksichtigung des Umfangs des Gesamtwerks) deutlich über den entsprechenden Raum in den deutschen Übersichtswerken zur schleswig-holsteinischen Geschichte hinausgeht. Namentlich Otto Brandt gewährte Haithabu in seiner *Geschichte Schleswig-Holsteins* nur dreizehn (zudem durch kleine Type als Exkurs gekennzeichnete) Zeilen, was angesichts seiner ausdrücklich von der Reichsgeschichte ausgehenden Darstellungsstruktur¹⁸, vor allem aber aufgrund der damals noch in den Anfängen stehenden archäologischen Forschung zu Haithabu nicht erstaunen muß – wohl aber, daß noch in der in den achtziger Jahren erhältlichen Ausgabe nur wenige Passagen über Haithabu als Siedlung und Handelsplatz ergänzt worden waren¹⁹, obgleich Haithabu um diese Zeit sicher längst zu den bekanntesten historischen Stätten des Landes zählte.

17 Peter Sawyer: *Da Danmark blev Danmark. Fra ca. år 700 til ca. 1050.* (Gyldendal og Politikens Danmarkshistorie, 3.) København 1993, 2. Auflage (Neuausgabe 2002), S. 62; Else Roesdahl: *The Vikings.* Harmondsworth 1992 (dän. 1987), S. 120.

18 Otto Brandt: *Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß.* Kiel 1925. Dies bedarf kaum ausführlicher Belege, situiert der Autor seine Darstellung der „Vergangenheit der deutschen Nordmark“ doch bereits im Vorwort durch den Wunsch, es möge „dem schleswig-holsteinischen Lande in seinem Ringen mit einem schweren Schicksal nützlich und dienlich sein“ [vi]. Die Unterkapitel-Überschriften für die hier behandelte Periode lauten entsprechend: „Nordelbingen und das Karolingerreich“ und „Die Folgen des Zerfalls des Karolingerreiches und die Politik der sächsischen Kaiser“.

19 Brandt, *Geschichte Schleswig-Holsteins*, verbessert und ergänzt von Wilhelm Klüver, Kiel 1981, S. 65–68. Das in der vorigen Anmerkung zuletzt genannte, zu den von Herbert Jankuhn ergänzten Teilen zählende Unterkapitel trägt nun, wenig verändert (unter anderem durch den Wegfall der Charakterisierung Gorms des Alten als „wilder Deutschen- und Christenverfolger“ [15]), den Titel „Das Haithabu-Reich zur Zeit der sächsischen Kaiser“.

Konnten sich vom deutschhistorischen Standpunkt aus verfaßte Werke der Brisanz des Themas durch seine Reduzierung auf wenige, in die Reichsgeschichte einfügbare Ereignisse entziehen²⁰, so mußte Herbert Jankuhn aufgrund der von ihm gewählten Darstellungsform – die stark auf wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragen ausgerichtet war, aber (zumal in den ersten, in der NS-Zeit erschienenen Ausgaben seines Buches) auch humangeographische Fragen anschnitt und zudem ausdrücklich den Zusammenhang von Vor- und Frühgeschichte mit der allgemeinen, die Gegenwart berührenden Geschichte reklamierte – Haltungen zu der Frage formulieren. Die „rassische Zugehörigkeit der Bewohner von Haithabu“²¹ spielt dabei eine geringe Rolle; hingegen wird eine bestimmte Verwendung der Flechtwandbauweise zur Grundlage von Jankuhns Annahme einer substantiellen „deutschen Kolonie“²², in welcher er wiederum die direkten Vorgänger der ersten Siedler von Lübeck sieht, um so seine bekannte „Haithabu-Hanse“-These zu begründen. Hiermit tritt er ausdrücklich der bisherigen Betrachtung der Stadt als „wikingisch, also nordgermanisch“ entgegen und will ihre „Stellung in der deutschen Geschichte“ reklamieren²³, wozu auf der politikgeschichtlichen Ebene eine „staatsrechtliche Veränderung größten Ausmaßes“²⁴ gehört, die Intervention Heinrichs I., die Haithabu erstmals zur „deutsche[n] Nordmark“ gemacht habe. Die Zeitgebundenheit der jeweiligen Thesen Jankuhns läßt sich durch die Geschichte der Neuauflagen seines Haithabu-Buchs verfolgen; der Schwenk

20 Um unter vielen möglichen nur ein weitverbreitetes, in seiner Pointierung besonders aufschlußreiches Werk zu nennen: Alexander Scharff: *Schleswig-Holsteinische Geschichte. Sonderdruck aus der Geschichte der deutschen Länder „Territorien-Ploetz“.* Würzburg 1960, hebt für die Zeit bis zum 12. Jahrhundert folgende Daten heraus: 798 (Sventanafeld), 810 (Eingliederung Nordalbingiens in das Frankenreich), 831 (Ansgar Erzbischof); 934 (Heinrich I. besiegt Knuba); 947/48 (Bistümer Schleswig, Ripen und Århus werden Hamburg unterstellt), 974 (Otto II. am Danewerk), 983 („die Lande nördlich der Elbe von den Slawen überflutet“), 1066 (Slaweneinfall, Zerstörung von Haithabu), ca. 1090/93 (Sieg Hermann Billungs über die Slawen). Dieselben Daten, allerdings ohne die Naturkatastrophen-Metapher zu 983, nennt in veränderter graphischer Aufmachung noch die von Manfred Jessen-Klingenberg überarbeitete und aktualisierte Ausgabe (1991).

21 Herbert Jankuhn: *Haithabu. Eine germanische Stadt der Frühzeit.* Neumünster 1937, Abschnittüberschrift S. 132 f.; die Befunde des Gräberfelds ergeben demnach, wie es bei „artverwandten Völkern“ wie Friesen, Sachsen und Nordgermanen auch nicht anders zu erwarten sei, ein „ziemlich einheitlich[es]“ Bild.

22 Ebd., S. 134.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 57.

weg vom „nationalstaatlichen Denken“ hin zu Haithabus „geistiger Mittlerrolle“ zwischen Abendland und Norden sowie zum Knotenpunkt des europäischen Fernhandels fiel nicht nur mit der bundesrepublikanischen Westbindung und der Etablierung der EG, sondern auch mit der Stabilisierung der schleswig-holsteinischen Eigenstaatlichkeit und der Pazifizierung des schleswigschen ‚Grenzkampfes‘ zusammen.²⁵

Jankuhns Sicht hat die allgemeine Wahrnehmung Haithabus – angefangen mit der Auswahl des Namens, dessen im Deutschen heute geläufige, philologisch falsche Aussprache mit ihrem althochdeutsch-gotisch anmutenden Klang sicher nicht unbeabsichtigt in Kauf genommen wurde²⁶ – maßgeblich geprägt. Erheblich deutlicher als in seinen eigenen archäologischen Darstellungen kommt dies in Populärwerken zum Ausdruck, die auf seiner Forschung beruhen oder unter seiner Mitarbeit entstanden, so etwa in dem kurz nach dem Krieg erschienenen heimatkundlichen Büchlein *Haithabu, die alte Handelsstadt im Ringwall* von August Clausen.²⁷ Hier findet sich Nis Volker, „ein wissensdurstiger und heimatreuer Jüngling“, der bei einem Spaziergang auf dem Wall eine gelbe Blume gepflückt hat

25 Der Erscheinungsverlauf: ²1938, ³1955 (mit geändertem Untertitel *Ein Handelsplatz der Wikingerzeit*), ⁴1962, ⁵1972, ⁶1976, ⁷1980, ⁸1986; diese Darstellung bezieht sich auf die Originalausgabe und die stark erweiterte Neubearbeitung von 1986. – Jankuhn selber bestätigte diesen Schwenk, ohne allerdings seinen eigenen Anteil an dem als nun überwunden betrachteten „nationalstaatlichen Denken“ in der Haithabu-Forschung zu thematisieren: „So betrachtet verschiebt sich die historische Bedeutung Haithabus stark aus dem Bereich nationalgeschichtlicher Vorstellung in das weite Gebiet wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Betrachtung und gewinnt hier eine weit über seinen engeren Raum hinausreichende paradigmatische Bedeutung für den großen Teile Europas umfassenden Prozeß der frühen Stadtentwicklung“ (S. 229 der 8. Aufl.). Diese Perspektive blieb für die Nachkriegsjahrzehnte die erkenntnisleitende. – Zu Jankuhns Werk und Laufbahn im Dritten Reich und der Bundesrepublik vgl. die faire Darstellung von Nils Vollertsen: „Herbert Jankuhn, Hedeby-forskningen og det tyske samfund 1934–1976“, in: *Fortid og Nutid* 36 (1989), 235–251, mit Bibliographie sowie Heiko Steuer: „Herbert Jankuhn und seine Darstellungen zur Germanen- und Wikingerzeit“, in: ders. (Hg.): *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 29). Berlin – New York 2001, 417–473.

26 Vgl. Wolfgang Laur: *Historisches Ortsnamenlexikon von Schleswig-Holstein*. Neumünster ²1992, s.v. Hedeby, mit weiteren Verweisen, sowie als Publikumsdarstellung die (exzellente) Vitrine 9.8 zu Sprache und Ortsnamen im Wikinger-Museum Haithabu.

27 August Clausen: *Haithabu, die alte Handelsstadt im Ringwall*. Rendsburg ²1950 (erstmalig 1949). Zur Mitarbeit von Jankuhn vgl. dort S. 7.

(die bekannte Sage nach Müllenhoff ist dem Buch vorangestellt), im Haithabu der Wikingerzeit wieder – einer seltsam „gegenwärtigen“ Wikingerzeit. Die Parallelen zwischen der weißgekleideten Königstochter Holda mit ihren Mädchen und dem Märchen von Frau Holle, zwischen dem Ostara-Fest mit Ostereiersuche und Reigenliedern, die Nis Volker irgendwoher zu kennen meint, der Begegnung mit den „Hiev an!“ und „Leg dal!“ rufenden Mannschaften, die die Schiffe nach Hollingstedt ziehen – all das schafft ein Haithabu, dessen Einwohner sich zwar unablässig als „wir Wikinger“ bezeichnen und sich geläufig in *dróttkvætt*-Versen unterhalten, die aber Namen wie Koopmann, Spiekermann und Schipmann oder Widga, Widolf, Wichard und Wittich tragen und, soweit sie Fachhandwerker sind, sämtlich aus dem Rheinland stammen. Exemplarisch für diese Tendenz ist die Ankunft eines Siedlerschiffs aus Schweden, dessen Passagiere („Da standen sie, die großen, hellen Gestalten, den Salzwind noch in den Haaren, erwartungsvoll das blaue Auge auf die vielen Häuser gerichtet ...“), in das bislang „nur dünn von englischen Bauern besiedelte“ Umland „weitergeleitet“ werden sollen, wo sie Karby, Rieseby, Sieseby gründen werden.²⁸ Man erkennt Jankuhns (und anderer) These von der fortgesetzten Bevölkerungleere Angelns seit der Landnahme in England und die auf einige Indizien über die kurzfristige „schwedische“ Herrschaft in Haithabu um 850 gegründete Ableitung der skandinavischen Toponyme Südschleswigs aus entsprechenden, ansonsten unbelegbaren Siedlungsströmen. Wie weit die Vorstellung von der Ankunft und „Weiterleitung“ von Siedlern aus dem Ostseeraum und der binnendeutschen Herkunft wertvoller Facharbeiter mit der Präsenz einer Million geflüchteter und vertriebener Pommern und Ostpreußen im Lande zusammenhing, darüber läßt sich nur mutmaßen; daß es hier (wie auch an anderen Stellen, an denen die heute aufgegebenen „schwedische“ These vertreten wird²⁹) stark darum geht, die dänische Prä-

28 Ebd. 77 f.

29 So bei Jankuhn, *Haithabu* (1937) 55 f., sowie in der Grenzlandpropaganda der Zeit, z.B.: O.A.: *Schleswig urdänisches Land?* (Schriftenreihe zur Volkstumsarbeit, Heft 1.) Herausgegeben vom Schleswig-Holsteiner Bund, Kiel 1937, S. 68: „das schwedische Wikingerreich ... brachte neues Blut in die Schleilandschaft.“ Dagegen schon vorsichtig Wolfgang Laur/Siegfried Gutenbrunner, in: Herbert Jankuhn: *Die Frühgeschichte*. (Geschichte Schleswig-Holsteins, 3.) Neumünster 1957, S. 166; heute dagegen: Christian Hirte, in: Ulrich Lange (Hg.): *Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Neumünster 1996, S. 45; H. V. Gregersen: *Slesvig og Holsten før 1830*. (Svend Ellehøj / Kristof Glamann [red.]: Danmarks Historie.) København 1981, S. 54 ff.; Laur, *Ortsnamenlexikon*, s.v. Rieseby usw. – um nur Publikumsdarstellungen zu nennen.

senz zu minimieren, dürfte hingegen deutlich sein. Ein einziges Mal in Clausens gesamtem Buch werden Dänen auch nur erwähnt, und zwar im Zusammenhang mit König Göttrik, der als Unterdrücker der schleswigschen Bevölkerung erscheint und mit dem „mächtigen Kaiser Karl, der alle Germanen in seinem Reiche vereinigen wollte“, aneinandergeriet³⁰.

Es dürfte deutlich geworden sein, wie weit das hier vermittelte Erlebnis der regionalen Vergangenheit von den heutigen Vorstellungen abweicht. Im Haithabuer Museum, das sicher den zentralen Ort für die Erinnerung an die Wikingerzeit darstellt (und zweifellos zu den international besten Museen seiner Art zählt), ist weder von einem deutschen Charakter der Stadt noch von ‚den Deutschen‘ überhaupt noch die Rede.³¹ „Haithabu/Schleswig – älteste Stadt Skandinaviens“³² ist das nunmehr stimmig vermittelte Bild, in welches dann unwidersprüchlich eingefügt werden kann, „daß neben den skandinavischen Sprachen auch Altsächsisch, Slawisch und Angelsächsisch in den Straßen Haithabus zu hören waren“.³³ Entsprechendes gilt für die Forschungsliteratur. Der Grabungsbericht über die durch das Landesamt für Vor- und Frühgeschichte Schleswig (1975/76) und das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Christiana Albertina (1983–88) durchgeführten Grabungen in der wikingerzeitlichen Siedlung von Kosel – der Gegend also, für die in der Jahrhundertmitte die ‚schwedische‘ These formuliert worden war – geht nunmehr selbstverständlich von den „Siedlungen im altdänischen Gebiet“ aus, welches in seiner Ausdehnung der

30 Clausen, *Haithabu*, S. 23.

31 Ebenso wenig übrigens wie von „den Dänen“: wenn auch auf der Siedlungskarte in Halle A die Flächenfarbe nördlich der Eider und bis Schonen, Halland und Blekinge einheitlich ist, so spricht der Text nurmehr von den „Siedlungsgebiete[n] der Sachsen, Friesen, Jüten und Slawen“. Dies ist zweifellos die angemessene Nomenklatur, obgleich unter didaktischem Gesichtspunkt gefragt werden könnte, ob der Begriff der „Sachsen“ heute nicht der Erläuterung bedürfte. Eine solche Erläuterung würde die Distanz zwischen dem Betrachter und der dargestellten Epoche, die an die Stelle der durch den Begriff „Deutsche“ suggerierten Nähe getreten ist, vermittelt durch die niederdeutsche Sprache, wieder ein wenig zurücknehmen. Auf die Frage nach der Konstruktion von Diskontinuität zwischen der mittelalterlichen Geschichte des Landes und seiner Gegenwart komme ich abschließend zurück.

32 Titel der Vitrine 12.1; ob die neuesten Ripener Funde eine Änderung der Anciennitätsbehauptung nötig machen, steht hier nicht zur Debatte.

33 Vitrine 9.7, die übrigens auch die museumspädagogisch vorbildliche Darstellung der Forschungskontroverse über die Deutung eines hier gezeigten Runenstabes (Kaufvertrag? Wundzauber?) bietet. Der durchweg kognitive Charakter der Präsentation hebt Haithabu weit über zahlreiche andere Museumsneu- (und Um-) bauten der jüngeren Zeit heraus.

Darstellung im Haithabuer Museum entspricht, und der Vergleich mit den entsprechenden sächsischen und slawischen Befunden ergibt klare Differenzen zwischen dem Grubenhausbau einerseits in Holstein, andererseits in den Siedlungen in Haithabu sowie in den dänischen und schonischen Niederlassungen.³⁴ Das fachlich begründete Geschichtsbild in Schleswig-Holstein läßt also heute keinen Zweifel mehr daran, daß Südschleswig in der Wikingerzeit dem „südkandinavischen Raum“ zuzurechnen sei.³⁵

Für die Geradlinigkeit der historischen Erinnerung hat dies gravierende Folgen. Käme Nis Volker, der „heimattreue Jüngling“ aus August Clausens Jugendbuch der Jahrhundertmitte, heute nach Haithabu, so müßte er sich nach seiner Rückkehr dem SSV anschließen. Daß dies nicht geschieht, liegt nicht zuletzt daran, daß eine Zeitreise wie die des Nis Volker heute nicht mehr imaginiert wird. Das hat wenig mit didaktischen Bedenken genereller Art zu tun; in einem zeitgenössischeren Genre, im Comic, erlebt nunmehr der Schuljunge Erik, mit Thor als Begleiter („Volldampf voraus nach Asgard!“), eine Kurztour durch die nordische Mythologie, deren Anachronismen erheblich offenkundiger sind als zu Zeiten von Nis Volker.³⁶ Allerdings liegt der intendierte Reiz des Comics gerade im Erkennen der Anachronismen, wenn etwa Thors Wagen eine Reifenpanne hat oder die Nornen computergestützt als „Kriminalpolizei“ hinter Lokis Schliche kommen, vor allem aber in der prononcierten Jugendsprache aller Beteiligten. Angesichts der stilbildenden Potenz von *Asterix* scheint dies zunächst nicht weiter bemerkenswert; setzt man aber diesen Comic mit anderen heutigen Formen schleswigscher Erinnerung an die Wikinger in einen Zusammenhang, findet man so vielleicht den Schlüssel zum Verständnis der spezifischen Modalität dieser Erinnerung. Meiner Ansicht nach handelt es sich hier nämlich nicht (oder jedenfalls nicht allein) um das in Deutschland und großen Teilen Europas zu beobachtende Phänomen, daß die Gesellschaften auf die Herstellung expliziter Rekurse auf ‚ihre‘ Vergangenheit verzichten und sie stattdessen, namentlich wenn es um die vormoderne Vergangenheit geht, mit Alterität ausstatten und gerade das Fremde, das

34 Dietrich Meier: *Die wikingerzeitliche Siedlung von Kosel (Kosel-West), Kreis Rendsburg-Eckernförde*. (Offa-Bücher, 76.) Neumünster 1994, S. 73.

35 Ebd., S. 72.

36 Franz Goßmann/Rainer Stange: *Abenteuer in Haithabu*. Rendsburg o.J. [ca. 1977]. Am Ende des Comics findet sich ein Text über die Wikinger und ihre durch eine Siedlungskarte von Schleswig-Holstein gestützte regionale Verankerung sowie eine Zusammenfassung der eddischen Göttermymen von Ymir bis zur Völuspá.

Nicht-Eigene in den Vordergrund rücken.³⁷ Für die Imagination eines schön-schaurigen „finsternen Mittelalters“ eignen sich nun offenkundig die Wikinger weit besser als die Zisterzienser, und ein Blick in die Sektion ‚Historische Romane‘ der Buchläden belehrt darüber, daß in- und ausländische Verfasser von ihnen weidlich Gebrauch machen – daß die Wikinger zudem im Sinne der aktuellen politischen Vorgaben in ihrer Rolle als global agierende Unternehmer dienstbar gemacht werden³⁸, zeitig bislang weder in der Forschung noch im öffentlichen Bewußtsein erkennbare Folgen.

Der schleswigsche Fall weist allerdings ein Surplus auf. Es zeigt sich etwa im Vergleich der durch die zahlreichen „Wikingermärkte“ gegebenen punktuellen Kondensation historischen Erinnerns. Von Island bis Gotland und namentlich an mehreren einschlägig semantisierten Orten der kimbri-schen Halbinsel finden sie nahezu zeitgleich Ende Juli/Anfang August statt, in Lindholm Høje bei Aalborg, in Fyrkat bei Hobro, in Moesgård bei Århus, in Ripen und (allerdings zweijährlich, charakteristischerweise seit 1986) in Schleswig. Der Unterschied fällt ins Auge: In Dänemark liegt das Schwergewicht auf der Kreation von Authentizität – durchaus in dem oben skizzierten identifikatorischen Sinne –, es werden Handwerker- und Technikschaufen, Waffenübungen, historische Inszenierungen geboten. Das Programm der Schleswiger „Wikingertage“ von 2002 hingegen weist zwar ein historisches Schauspiel mit dem Titel *Gudmunds Tod* und das Wikingerdorf des Vereins ‚Opinn Skjold‘ auf, das sich ausdrücklich am „Stand der Forschung des Landesmuseums auf Schloß Gottorf“ orientiert (was bei der personalen Ausstattung des Vereins auch gewährleistet ist) und im übrigen in der städtischen Tourismuswerbung als Aktivum erscheint; der überwiegende Teil des Programms hingegen besteht aus inhaltlich mit der Wikin-

37 Diesem Effekt dient ja auch die Montage möglichst inkongruenter Anachronismen wie in dem hier genannten Comic und zahlreichen ähnlichen Buch- und Filmproduktionen seit den siebziger Jahren. Die Frage, ob es möglicherweise auch in der Wikingerzeit Wagenpannen und Verbrechensbekämpfung gab, wird dadurch hintertrieben. – Vgl. Otto Gerhard Oexle: „Das entzweite Mittelalter“, in: Gerd Althoff (Hg.): *Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter*. Darmstadt 1992, S. 7–28.

38 Ich beziehe mich hier auf die seit 1996 mehrfach ausgestrahlte ZDF-Dokumentation „Die Wikinger – Genies aus der Kälte“, deren Fazit die „Verwandlung“ wilder Krieger in erfolgreiche Kaufleute durch segensreiche Marktkräfte pointierte. Für eine besonders prononcierte, in der Tendenz für die neuere Forschung aber typische Widerlegung der Annahme von Marktlogik im wikingerzeitlichen Handel vgl. Ross Sampson: „Fighting with Silver. Rethinking Trading, Raiding and Hoarding“, in: Ders. (Hg.): *Social Approaches to Viking Studies*. Glasgow 1991, S. 123–133.

Abb. 3: „Wach auf und stimme für Dänemark!“ Die archäologisch korrekte, wenn auch chronologisch fragwürdige Darstellung der Lure sowie die gewagte Übertragung des *La lumière vient du Nord-Topos* in die Topographie der schleswigschen Ostseeküste verstärken nur den Bezug, den Rasmus Christiansens Abstimmungsplakat von 1920 zur Wikingerzeit herstellt. Die Figur war für das dänische Publikum, dem die eddischen Mythen aus Grundtvigs volksbuchhafter Nacherzählung von Kindheit an vertraut war, sofort als Heimdal erkenntlich, der auf der Brücke zum Götterreich steht und die Asen an dem Tag warnt, da die Entscheidungsschlacht bevorsteht. Der Holzsteg über das jütische Fließchen wird so zu Bifröst, die Abstimmung zum Ragnarök hochstilisiert. Auf deutscher Seite wurde das Heimdal-Motiv, wenn auch in engerem alldeutschen Zirkel, ebenfalls graphisch gebraucht, dort allerdings im Gegenteil grenzverneinend zur Bekräftigung des Rufes nach einem Deutschland „von Skagen bis zur Adria!“ (Foto: Museet på Sønderborg Slot).



gerzeit gänzlich unverbundenen Musikdarbietungen (Rock, Pop, Folk, Rhythm&Blues), Jumping-Outdoor-Trampolin, Rope Skipping, Boulderwand und „Animationsshow über und unter der Gürtellinie“ – mit anderen Worten, es handelt sich um eines der üblichen Stadtfeste. Das hat sicher damit zu tun, daß das Schleswiger Fest von einem auf Party-Ausrichtungen spezialisierten Privatunternehmen organisiert wird; andererseits ist der Umstand, daß die deutsche Stadtverwaltung die Organisation ihrer „Wikingertage“ einem solchen Unternehmen überläßt, nicht allein mit dem politischen Outsourcing-Druck zu erklären (der ja auch in Dänemark in

zunehmendem Maße die öffentliche Rhetorik bestimmt). In diesem Sinne ist es symptomatisch, daß der Verein ‚Opinn Skjold‘ schließlich aufgrund der entsprechenden Unstimmigkeiten auf seine Teilnahme verzichtete – und mehr noch, daß der Schleswiger Bürgermeister anschließend vor den kommunalen Gremien das Fest dennoch als Erfolg bezeichnen konnte.³⁹

Das Wikingerfest ohne Wikinger ist eine treffende Chiffre für die Situation, die ich hier darstellen möchte. Im Landesteil Schleswig⁴⁰ kann in bezug auf die wikingische Vergangenheit von einer ‚kurzgeschlossenen Erinnerung‘ gesprochen werden: bei der kulturellen Rede über die Wikinger gilt der Rekurs nicht den Wikingern, sondern der Rede selber. Wenn in dem oben erwähnten Comic Thor an der Weltesche eine Einladung an die Asen anschlagen läßt, in der „Grönkohleeten mit Swinsback, Swartsuur mit Klümp, Grüttwust söt un solten“ versprochen wird, oder wenn sein Gespann zwischen lurenblasenden Wachen in Haithabu einfährt, wo auf dem Ringwall die blau-weiß-rote Fahne weht, so sind dies nicht (nur) genrebedingte Scherze. In zeitgemäßer Form setzen der Comic und die „Wikingertage“ eine Tradition fort, die sich – um ein krasses Beispiel zu wählen – bereits in der Rede von Julius Momsen auf dem Schleswig-Holsteiner-Tag 1919 in Niebüll findet: „Die blau-weiß-rote Fahne, welche wir 1000 Jahre hochgehalten haben, wollen wir weiter hochhalten!“⁴¹ Es ist nicht anzunehmen, daß der Redner oder der Comic-Zeichner über die Entstehung der Landesflagge irrierte Vorstellungen hegten; beide konnten sich aber darauf verlassen, daß der ‚Fehler‘ trotzdem (oder gerade) als identitäres Argument funktioniert. Das Einverständnis der Adressaten beruht in beiden Fällen auf der Bereitschaft, eine Kontinuität vorauszusetzen, die historisch streng genommen falsifiziert werden müßte, die aber kulturell dennoch ‚richtig‘ ist.

Hierin unterscheidet sich die schleswigsche Nutzung der mittelalterlichen Geschichte von dem entsprechenden Gebrauch, den man im mecklenburgischen und vorpommerschen Küstenland von der Hansezeit, in

39 Die Darstellung beruht auf allgemein zugänglichen Quellen (Programmheft, Meldungen der Tagespresse). Die Selbstdarstellung des Veranstaltungsunternehmens findet sich im Internet unter www.wikingertage.de.

40 Nordschleswig zeigt, soweit ich sehe, eine im Verhältnis sowohl zu Südschleswig als auch zu ‚Reichsdänemark‘ erstaunliche Zurückhaltung in bezug auf die Wikingerzeit.

41 Bericht der *Flensburger Nachrichten*, 11.8.1919, zitiert nach Thomas Steensen (Hg.): *Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert. Dokumente.* (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, 90.) Neumünster 1986, S. 55 f.

Sachsen-Anhalt von der ottonisch-romanischen Epoche und in Brandenburg von der Quitzowzeit macht. Dort liegt der Akzent auf der Annahme einer prinzipiell kontinuierlichen, zeitweise bedauerlicherweise verschütteten, aber nicht verlorengegangenen historischen Entwicklung. Hier hingegen wird auf die Konstruktion einer Entwicklung geradezu verzichtet und stattdessen, bewußt oder unbewußt ahistorisch, die Identität des gegenwärtigen Schleswig-Holstein mit jedem denkbaren vergangenen postuliert. Die Geschichte, die sich die Schleswiger über sich selber erzählen⁴², kennt keine lineare narrative Progression, und auf die Suggestion von Folgerichtigkeit, die einer klassischen historischen Erzählung inhärent ist, wird nicht nur verzichtet, sondern sie zu vermeiden, ist geradezu das *Movens* der Erzählung. Der Grund dieser „zirkulären Erinnerungsweise“, auf die ich abschließend zurückkommen werde, ist offenkundig: eine linear verlaufende Gedächtnislinie, die das heutige Bundesland mit einer Vergangenheit verbände, welche nach dem derzeitigen Stand der Dinge erfolgreich von Dänemark (und anderen gesellschaftlichen Formationen, aber jedenfalls nicht von der Bundesrepublik Deutschland) reklamiert wird, wäre nicht funktional. Mehr noch, sie ist, wie im folgenden zu zeigen ist, nicht einmal – wie so viele andere Bereiche der Geschichte – ein *Adiaphoron*, das dem generellen Vergessen oder dem individuellen Engagement überlassen werden könnte. Gesellschaftlich funktional ist es, sich *nicht* der Wikinger zu erinnern, oder besser: sie zwar zu imaginieren, an sie zu denken, mit ihnen zu handeln (in jedem Sinne), nicht aber sich ihrer zu *erinnern*, soweit dieses Wort die Herstellung einer mit sozialer Energie geladenen Bindung beinhaltet.

II.

Daß die Wikinger kein *Adiaphoron* sind, liegt zum einen an ihrer Popularität, zum anderen an ihrem Anteil an dem anderen hier namhaft zu machenden schleswigschen Erinnerungsort – vielleicht dem einzigen Erinnerungsort im „Grenzland Schleswig“ überhaupt. Längst geht es hier nicht mehr um die mit Visumpflicht und Uniformen bewehrte, real erfahrbare Grenze früherer Tage, sondern um die Idee, die Vorstellbarkeit ihrer Existenz. Welche Bedeutung dieser aber weiterhin zukommt, haben die Debatte und die unerfreulichen Vorfälle im Umfeld der Einrichtung der Eu-

42 Vgl. Clifford Geertz: „Deep Play. Notes on the Balinese Cockfight“. In: Ders.: *The Interpretation of Cultures. Selected Essays.* New York 1973, 412–453, hier S. 448.

roregion «Schleswig/Slesvig» 1997 nachdrücklich unterstrichen. Daß dabei der Entscheidung zwischen den beiden dänischen Namen *Slesvig* und *Sønderjylland* von der Öffentlichkeit eine so weitreichende Bedeutung beigegeben wurde, dürfte nicht nur Mediävisten verblüfft haben. Die Grenze hat in der Bevölkerung eine offenkundig identifikatorische Funktion. Zu fragen ist in unserem Zusammenhang, wie sich die „Erinnerung“ an die heutige Grenze als geschichtliches Phänomen mit dieser Beobachtung verbindet, und des Weiteren, wie es sich mit den anderen historischen Grenzen unserer Region verhält.

Die heutige Grenze ist nicht sehr alt. Sie wurde 1920 festgelegt; zuvor verlief sie einige Dutzend Kilometer weiter nördlich; als eine Staatsgrenze im modernen Sinn existiert sie überhaupt erst seit dem Prager Frieden 1864. Dies ist vielen Schleswig-Holsteinern – so unumstritten der Sachverhalt als ‚Geschichtswissen‘ sein mag – selbst dann, wenn es ihnen bekannt ist, nicht eigentlich bewußt; das kognitiv erworbene Wissen um die Zusammenhänge der jüngeren Geschichte verbindet sich mit einer Vorstellung (und Darstellung) von ‚Grenze‘, die ganz im Gegensatz dazu als beinahe außerzeitlich-ewig erscheint. Nicht die Clausen-Linie und heutige Staatsgrenze, auch nicht die Königsau-, Schlei- oder Eiderlinie oder sonst eine räumlich (und damit zeitlich) fixierbare Grenze, wohl aber irgendeine Grenze hat es in dieser Erinnerung schon so lange gegeben, wie es Geschichte gibt, mindestens aber seit tausend Jahren. So lange jedenfalls war Flensburg laut Thor Bøgelunds Abstimmungsplakat von 1920 bereits *Danmarks by*⁴³, und ebenso lange ist Schleswig-Holstein bereits die „deutsche Nordmark“. Worum es hier geht, ist nicht, die Beliebtheit der Instrumentalisierung historischer ‚Fakten‘ durch politische Propaganda zu betonen⁴⁴, noch die Berechtigung der einen oder der anderen Behauptung zu diskutieren, sondern festzustellen, daß diese historische Argumentationsweise – die, der Publizistik der Zeit nach zu urteilen, einen beträchtlichen argumentativen Wert gehabt hat – vollständig davon abhängt, daß es vor tausend Jahren bereits eine Grenze und folglich zwei Seiten gegeben hat. Der Wert der Grenze als Erinnerungsort beruht auf der Existenz einer Grenze, derer man sich erinnern kann.

43 Adriansen/Doege, *Deutsch oder dänisch?*, S. 24.

44 Eindrückliche Beispiele aus der Abstimmungszeit für die Konstruktion einer ‚deutschen‘ bzw. einer ‚dänischen‘ Traditionslinie für Nordfrieslands mit Hilfe der mittelalterlichen Geschichte finden sich bei Steensen, *Die friesische Bewegung. Dokumente*, S. 60–63.

Ein knapper Durchgang durch einige einflußreiche historische Darstellungen soll dies erläutern⁴⁵; wiederum beschränke ich mich auf den mittelalterlichen Abschnitt der Geschichte. Herbert Jankuhn verlegt in seinem schon erwähnten Haithabu-Werk die Grenze weit in die Frühgeschichte zurück und erkennt sie bereits in dem „Riß, der die germanische Welt in zwei Hälften teilte“⁴⁶, die nord- und die westgermanische nämlich, die seine Leser aufgrund ihrer Kenntnisse der zeitgenössischen Debatten als einerseits die dänische (-skandinavische), andererseits die deutsche (-niederländisch-englische) Seite wiedererkannten. Die so entstandene „Entfremdung“ führt Jankuhn auf den Übertritt der west- und ostgermanischen Stämme auf den „Boden der antiken Welt“⁴⁷ zurück, vermutlich, ohne daß ihm oder seinen Lesern der Gedanke gekommen wäre, daß nach diesem Kriterium die Sachsen und die Friesen zum Nordgermanentum zählen, die deutsch-nordische Grenze mithin von der Rheinmündung über Duisburg Richtung Kassel verlaufen müßte (ebenso, wie es der niederdeutsche Sprachnationalismus des 19. Jahrhunderts ja folgenlos gewünscht hatte⁴⁸). Auf der Grundlage einer bis in die Auseinandersetzung zwischen J. J. A. Worsaae und Jacob Grimm zurückreichenden Tradition⁴⁹ zeichnet er das spätere Schleswig-Holstein im folgenden als westgermanisches Gebiet, in das seit dem 9. Jahrhundert „fremdes Volkstum“, nämlich von Osten die Slawen und von Norden die Dänen, eingedrungen sei.⁵⁰ Das nordelbische Engagement der sächsischen Kaiser erscheint, wie bereits erwähnt, unter dem Motto: „Haithabu wird deutsche Nordmark“⁵¹, eine Vorstellung, die ja – ganz abgesehen von der Historizität suggerierenden stilistischen Wirkung des Wortes „Nordmark“ – begrifflich die Existenz einer wie auch

45 Auch hier geht es um das populäre Geschichtsbild; für eine differenzierte Darstellung vgl. Reimer Hansen: „Die Nordgrenze Deutschlands im Lauf der Geschichte“, in: *Grenzfriedenshefte* 1/1990, S. 3–48 (erweiterte Fassung des Beitrags zu Alexander Demandt (Hg.): *Deutschlands Grenzen in der Geschichte*. München 1990).

46 Jankuhn, *Haithabu* (1937), S. 1.

47 Jankuhn, *Haithabu* (1937), S. 15.

48 Vgl. Ludo Simons: *Van Duinkerke tot Königsberg. Geschiedenis van de Aldietsche Beweging*. Nijmegen–Brugge 1980.

49 Vgl. Inge Adriansen: „Jyllands formodede tyskhed i oldtiden“, in: Adriansen/Meulengracht Sørensen (red.), *The Waking of Angantyr*, S. 120–146; Steen Bo Frandsen: *Dänemark, der kleine Nachbar im Norden. Aspekte der deutsch-dänischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Darmstadt 1994, ibs. S. 53 ff., mit weiteren Verweisen.

50 Jankuhn, *Haithabu* (1937), S. 34 f., beide Male ist von „fremdem Volkstum“ die Rede.

51 Ebd., S. 57–59.

immer gearteten deutschen Territorialität voraussetzt. Otto Brandt hatte bereits im Vorwort seiner weitverbreiteten Landesgeschichte deutlich gemacht, daß Schleswig-Holstein und die „deutsche Nordmark“ für ihn synonym sind⁵²; bis in unsere Gegenwart andauernde Folgen der publizistischen Verbreitung des Begriffs sind nicht nur die Nordmarkhalle in Rendsburg und das Nordmark-Sportfeld in Kiel, sondern auch die Namen der entsprechenden Landesverbände des DGB und des Deutschen Jugendherbergswerks.

Jeder Leser des älteren Schrifttums zur schleswig-holsteinischen Geschichte weiß, daß darin unablässig Deutsch- und Dänentum aufeinanderprallen, vordringen, zurückweichen. Sinnvoll könnte es sein zu ergänzen, daß dies im dänischen Schrifttum nicht anders ist. Die Bedeutung der Eidergrenze für das dänische Reich wird in den Volksausgaben der südjütischen und dänischen Geschichte der 1930er und 40er Jahre im wahrsten Sinne des Wortes herausgehoben.⁵³ Daß sich in dieser Hinsicht bis in die Gegenwart nichts Wesentliches geändert hat, zeigt nachdrücklich das Gliederungsschema des Bandes *Slesvig-Holsten før 1830* von H. V. Gregersen, 1981 im Rahmen von *Gyldendals Danmarkshistorie* erschienen, wo zum Beispiel das 9.–11. Jahrhundert unter der Rubrik „Begegnung zwischen Dänisch und Deutsch“ und das 14./15. Jahrhundert als „Das Vordringen des Deutschtums in Südjütland“ behandelt werden.⁵⁴ Ausdrücklich wird betont, daß die Eidergrenze auch in ethnischer Hinsicht hervortritt; die Toponyme auf *-lev* werden gar zum „ältesten Zeugnis von Dänemark als historischem Begriff“⁵⁵. Dieses von den jeweiligen politischen Verhältnissen absehende Darstellungsprinzip setzt sich bis in die Kartographie hin-

52 Brandt, *Geschichte Schleswig-Holsteins*, (1925), S. v (= 1981, S. 5).

53 Hal Koch: „Det danske Folk 1042–1241“, in: Aage Friis/Axel Linwald/M. Mackep-rang (red.): *Schultz Danmarkshistorie. Vort Folks Historie gennem Tiderne skrevet af danske Historikere*. Bd. 1, København 1941, S. 682: „Ingen kunde være i Tvivl om, at E j d e r n for Fremtiden maatte være R i g e t s G r æ n s e ...“ (Hervorhebung im Original); Knud Jessen/Marius Kristensen/Vilh[elm] La Cour: *Sønderjyllands Historie fremstillet for det danske Folk*. København 1930–31, I S. 405, fast gleichlautend, ebenfalls gesperrt. Nicht anders ist es übrigens im ‚Territorien-Ploetz‘ (1960; 1991), wo als durch Fettdruck herausgehobener Merksatz zur Verständigung Konrads II. mit Knud dem Großen (1025/35) steht: „Die Eider ist endgültig zur Südgrenze des Dänischen Reiches geworden.“

54 Gregersen, *Slesvig-Holsten*, Überschriften der Kapitel 4 und 10. Das Hochmittelalter wird in den Kapiteln 5 („Das dänische Südjütland“) und 6 („Das deutsche Holstein“) besprochen.

55 Ebd., S. 31 (Abschnitt „De folkelige skel“ 29–35). Zur Kritik vgl. bereits Wolfgang Laur/Siegfried Gutenbrunner, in Jankuhn, *Die Frühgeschichte*, S. 205.

ein fort, wo systematisch nördlich der von Anders Bjerrum⁵⁶ untersuchten (hypothetisch bleibenden) sächsisch-dänischen Sprachgrenze des Frühmittelalters, die in einer geschwungenen Linie vom Eider-Treene-Mündungsgebiet bis Eckernförde verläuft – und somit weder der Danewerk- noch der Eidergrenze entspricht –, die Ortsnamen danisiert werden (Slesvig, Svavsted), südlich nicht. Die Suggestionskraft dieses Werkes sollte nicht unterschätzt werden, zumal es als einzige neuere dänische Darstellung für Holstein in Skandinavien ein Referenzwerk darstellt. Es soll hier nicht um die Wertung der Validität dieser Darstellungsweise gehen, sondern um die Beobachtung, daß hier eine vermutlich einflußreiche Rückschreibung der modernen Grenze ins Mittelalter vorgenommen wird, ebenso wie es etwa, unbeschadet der erheblich feineren Nuancierung, Christian Degn in seinem Landesgeschichte-Atlas tut, indem er seinen Einzelabhandlungen das Thema „Schleswig-Holstein zwischen Nord und Süd – ein Leitfaden durch die Geschichte“ voranstellt.⁵⁷

Sicher gab es Grenzen vor 1864. Ihre Untersuchung und Behandlung in modernen Werken läßt nur oft die Frage nach ihrer jeweiligen lebensweltlichen Relevanz und auch nach ihrer Vieldeutigkeit ungestellt. Die Eidergrenze ist dafür ein Paradebeispiel, denn wengleich sie politisch und juristisch auch schon Jahrhunderte vor den Verfassungsdebatten der 1840er Jahre einige Bedeutung gewinnen konnte, wäre zu fragen, ob sie nicht für holsteinische Rittergutsbesitzer, nordjütische Viehbauern und Graf Schimmelmann in seiner Rolle als Wandsbeker Industrieller weit minder wichtig war als die zahlreichen lokalen Gerichtsbezirks-, Zoll- und Amtsgrenzen, die keineswegs von der Existenz einer nord-südlichen oder deutsch-dänischen Bipolarität abhingen.⁵⁸ Und auch die Konstruktion solcher Gegen-

56 Anders Bjerrum: „Vort Sprogs gamle Sydgrænse“. In: *Sønderjyske Aarbøger* 1944, S. 1–20.

57 Christian Degn: *Schleswig-Holstein – eine Landesgeschichte. Historischer Atlas*. Neumünster 1994, S. 12–15. Es soll selbstverständlich nicht bestritten werden, daß die damit umschriebene ‚geopolitische‘ Lage des Landes ein sinnvoller „Leitfaden“ sein kann. Im Gegenteil: Es geht hier ja gerade darum, daß diese Grenz- bzw. Brückenstellung und die in dieser Konstruktion vorausgesetzte Bipolarität eine kulturellen Sinn stiftende Darstellung ermöglicht, indem sie Bereiche umfaßt, die ein (ebenfalls denkbarer) Leitfaden „Schleswig-Holstein zwischen Ost und West“ in weit geringerem Maße zu behandeln erlauben würde.

58 Vgl. Thomas Hill: „Unterwegs nach Dänemark: Zur Reisekultur in vormoderner Zeit“, in: Lars Bisgaard et al. (ed.): *Medieval spirituality in Scandinavia and Europe. A collection of essays in honour of Tore Nyberg*. Odense (Odense University Press) 2001, 33–50; Arnes Petrick/Holger M. Petersen: *Handelswege–Grenzen–Zoll in Schleswig-Holstein*. Ausstellungskatalog, Hamburg (Deutsches Zollmuseum) 2002.



Abb. 4: Ein Recke unbestimmt mittelalterlichen Charakters mit der hier einmal mehr in mythische Tiefen zurückdatierten Landesflagge aus den 1840er Jahren erhebt die Hand zum aus aktuellem Anlaß umgedichteten Rütlichwur (bei Schiller: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren“). Der von einem Schwaben besungene Aufstand der Schweizer gegen die Österreicher erschien der deutschen Seite 1920 durchaus angemessen, um als Motiv im Schleswigschen Abstimmungskampf zu dienen. Plakat von Paul Haase (Foto: [wie Abb. 3]).

sätze folgt nicht notwendigerweise dem Prinzip der Einheit von staatlicher, sprachlicher, ökonomischer und affektiver Observanz, die seit etwa fünf Generationen zur europäischen Norm geworden ist. Der „O Dania!“-Hymnus des Pastors Heinrich Harries von 1797⁵⁹, den die dänische Propaganda 1920 kommentarlos auf einem deutschsprachigen Abstimmungsplakat wiedergeben konnte und der seinen Verfasser bei den Deutschgesinnten dafür wahrscheinlich posthum in den Ruch des Renegatentums brachte, stammt aus einer ganz anderen Begriffswelt. Wenn Jens Baggesen in seinem literarischen Reisebuch *Das Labyrinth* zur gleichen Zeit den Elbübergang bei Hamburg unter der Überschrift „Die Grenze“ in klassizistischer Manier tränenreich überhöhte („Vielleicht betrete ich dich zum letzten Male, nordische Erde!“)⁶⁰, wenn der Altonaer Maler Louis Gurlitt sich auf die Reise „nach Deutschland“ begab und seinen Eltern brieflich 1839 aus München berichtete: „Wir sind 18 Dänen hier!“⁶¹, so verband sich damit keine integralistische Vision oder Positionierung. Es ist zu vermuten, daß selbst die scheinbar offenkundig der *longue durée* zuzurechnende Sprachgrenze nicht wesentlich älter ist als die Staatsgrenze. Entsprechende Aussagen zeitgenössischer Beobachter sowie die spezifischen Sprachdynamiken, namentlich die phonetische Partikularisierung des Dänischen und die syntaktische und lexikalische Angleichung des Niederdeutschen an die Standardsprache lassen den Schluß zu, daß vor dem 19. Jahrhundert, als die Sprachenfrage (und damit die Reduzierung auf das antinomische Paar „Deutsch/Dänisch“) identitäre Funktion erhielt, auf der kimbrischen Halbinsel ein von der Bevölkerung außerhalb von schriftsprachlich konditionierten Gruppen nicht kategorial wahrgenommenes sprachliches Kon-

59 Vgl. Gregersen, *Slesvig-Holsten før 1830*, S. 436; Abbildung des Plakats in: Adrian- sen/Doege, *Deutsch oder dänisch?*, S. 24.

60 Jens Baggesen: *Labyrinth, eller Reise gjennem Tydskland, Schweiz og Frankrig*. Torben Bredstrøm (ed.), København 1965 (erstmalig 1792–93), S. 100.

61 Ludwig Gurlitt: *Louis Gurlitt*. Berlin 1912, S. 177; zitiert nach Kasper Monrad: „Blick durch drei Bögen. Deutsch-dänische Künstlerbegegnungen in Dänemark, Deutschland und Italien“, in: *Im Lichte Caspar David Friedrichs. Frühe Freilichtmalerei in Dänemark und Norddeutschland*. Ausstellungskatalog, Hamburger Kunsthalle 2000, 2–11, hier S. 9.

tinuum bestand, wie es etwa auf der mittelschleswigschen Geest bis vor einigen Generationen noch zu beobachten war.⁶²

„Die Grenze liegt fest“ – der nordschleswigsche Amtsbürgermeister Kresten Philipsen sah sich im Sommer 1997 während der Auseinandersetzungen um die Euroregion veranlaßt, diese (seinerzeit anders gemeinte) Maxime der dänischen Regierung aus der Zeit nach 1945 mehrfach publikumswirksam zu wiederholen. Die Besorgnis um die Stabilität der Grenze ist nördlich von ihr vielleicht noch größer als südlich. Beiderseits neigt man dazu, die jeweils andere Seite als monolithisch zu betrachten, und so gerät, von Schleswig-Holstein her gesehen, leicht aus dem Blick, daß der ‚Norden‘, der jenseits des Schlagbaums beginnt, so nördlich nicht ist – ebenso wie aus dänischer Perspektive die binnendeutschen Differenzen leicht hinter der Imagination eines 80-Millionen-Volks verborgen bleiben. Weder in Krusau noch in Kolding beginnt der *fjällhöga Nord*⁶³, der in der allgemeinen Vorstellung das ‚eigentliche‘ Skandinavien ausmacht. Im Gegenteil: Dänemark ist, was sich seine Bevölkerung in dem allbekanntesten Nationallied ‚Der er et yndigt land‘ beständig bewußt macht, „ein freundlicher Süden im Norden“⁶⁴ und zeigt in bezug auf seine nördlichen Nachbarn gewissermaßen die Inversion der schleswig-holsteinischen Selbstverständnisses vom nördlichsten Land Deutschlands.

62 Die allerdings schon in der frühen Neuzeit als unterschiedlich wahrnehmbaren Kirchensprachen waren, bezogen auf die Umgangssprachen der Herzogtümer, beide gleichermaßen bestimmten sozialen Orten zugewiesene ‚Fachsprachen‘, deren von kirchlich-politischen Gliederungen bestimmten Verbreitungsgebiete aber gerade nicht etwa vorhandenen Sprachgrenzen folgten, sondern diese erst schufen. – Zur Sprachgeschichte vgl. Einar Haugen: *Die skandinavischen Sprachen*. Hamburg 1984, ibs. S. 398–410; Vibeke Winge: *Dänische Deutsche – deutsche Dänen. Geschichte der deutschen Sprache in Dänemark 1300–1800 mit einem Ausblick auf das 19. Jahrhundert*. Heidelberg 1992, mit weiteren Verweisen. Zur ‚Nationalisierung‘ der Sprachen vgl. dies.: „Ausgrenzung des Deutschen und Emanzipation des Dänischen 1770–1830“, in: Ulrike-Christine Sander/Fritz Paul (Hg.): *Muster und Funktionen kultureller Selbst- und Fremdwahrnehmung*. Göttingen 2000, S. 449–465; die zeitgenössischen Forderungen, das Niederdeutsche zugunsten der deutschen Einheit zurückzudrängen oder „auszurotten“, versammelt Claus Schuppenhauer (Hg.): *Niederdeutsch gestern. Eine Sprache in Pro und Contra*. Bd. I, Leer 1980.

63 So im ersten Vers der schwedischen Nationalhymne: „Du gamla, du fria, du fjällhöga Nord/du tysta, du glädjerika sköna“ („Du alter, du freier, du berghoher Norden/du stiller, du freudenreicher schöner“, Richard Dybeck 1844).

64 Adam Oehlenschläger (1819), V. 25: „et venligt Syd i Nord“.

Diese identitäre Unbestimmtheit macht die Fixierung von Nord und Süd zu einem umso dringlicheren Bedürfnis, als keine sichtbare innerkimbriische Grenze es mit dem Skagerrak oder der Elbe aufnehmen kann. Letztere, um nur von ihr zu sprechen, stellt seit dem Mittelalter⁶⁵ und bis heute eine konkrete Verkehrsbarriere und, wenn hier das Zeugnis eines Beobachters wie Werner Paravicini angeführt werden darf, vielfach „gefühlsmäßig die deutsche Grenze“⁶⁶ dar; unter Heranziehung der entsprechenden historischen Bezüge hätte sie auch politikgeschichtlich leicht zur „tausendjährigen“ Grenze rückgedeutet werden können. Die Verfaßtheit der Gesellschaften sowohl nördlich als auch südlich der tatsächlich existierenden Grenze ist allerdings eine solche, daß an dieser Imagination kein Interesse besteht.⁶⁷ Vielmehr ist ‚die Grenze‘, wie sie derzeit zur Zufriedenheit der allermeisten vorhanden ist und in der allgemeinen Erinnerung in der einen oder anderen Form schon (beinahe) immer vorhanden gewesen ist, eine wichtige Ressource: hier sei nur angeführt, mit welcher beschwörender Gewißheit die Herausgeber der *Deutschen Erinnerungsorte* einleitend verkünden: „Ernst Moritz Arndts Frage: ‚Was ist der Deutschen Vaterland?‘ ist zum ersten Mal in der deutschen Geschichte unmißverständlich und dauerhaft beantwortet.“⁶⁸ In dieser Perspektive erscheint der

65 Die isländische Reisetopographie des 12. Jahrhunderts, um nur ein Beispiel für topische bzw. konkrete Grenzvorstellungen zu nennen, bemerkt zur Eider in Wiederholung von seit Ohthere etabliertem Wissen, an ihr begegneten sich *Danmork ok Hollsetuland, Saxland ok Vinland* (=Wendland); im Gegensatz dazu steht die lebensweltliche Beobachtung, in *Heitsinnabær/Itzehoe* müsse man die (einer Tagesreise äquivalente) Schifffahrt über die *Saxelf* nach *Stöðuborg/Stade* unternehmen. Kristian Kålund (udg.): *Alfræði íslenzk I* (Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur 37). København 1913, S. 13.

66 Werner Paravicini: Vorwort, in: Ders. (Hg.): *Nord und Süd in der deutschen Geschichte des Mittelalters*. Akten des Kolloquiums veranstaltet zu Ehren von Karl Jordan, 1907–1984, Kiel, 15.–16. Mai 1987. (Kieler Historische Studien, 34.) Sigmaringen 1990, 7–9, hier S. 7: „Zum anderen macht wohl jeder, der von außerhalb kommt und in Schleswig-Holstein lebt, die eigentümliche Erfahrung, daß für viele im Lande die deutsche Grenze gefühlsmäßig immer noch nicht an der Eider oder bei Harrislee liegt, sondern an der Elbe. (...) Diese merkwürdige Gefühlslage, wie auch das komplementäre stolze Selbstbewußtsein von Schleswig-Holstein als dem Bayern des Nordens, sie beide haben historische Wurzeln. Es ist nicht damit getan, die Verhältnisse zu negieren (...)“

67 Gleichwohl sollte hier angemerkt werden, daß sich das „Grenzlandmuseum“ bei Tondern ausdrücklich der „Geschichte des Grenzlandes von der Königsau bis zur Elbe“ annimmt.

68 Etienne François/Hagen Schulze: Einleitung, in: dies. (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*. Bd. 1, München 2001. 9–24, hier S. 10 f.

Raum, den moderne Darstellungen der frühmittelalterlichen sächsisch-dänischen Toponymiescheide oder der Frage der Lehnsmäßigkeit Schlesiens bzw. Holsteins gewähren, weniger aus dem historischen Erkenntnis als aus dem gegenwärtigen Erinnerungsinteresse motiviert.⁶⁹

Was die schleswigsche Landgrenze angeht, ist dazu erforderlich, daß die Grenze zum einen den derzeit an eine ‚gute‘ Grenze gestellten Erfordernissen entspricht („Modell Schleswig“) und zum anderen, damit das in ihr angelegte Versprechen der Dauerhaftigkeit eingelöst werde, so weit wie möglich in die Vergangenheit zurück ‚erinnert‘ werden kann. So wird im übrigen deutlicher, warum die anderen mittelalterlichen Grenzen, deren Dichte ja diesem Land eine gewisse europageschichtliche Bedeutung gibt, als ‚Erinnerungsorte‘ so wenig bedeutsam geworden sind. Namentlich der Limes Saxoniae ist derzeit anscheinend nur von fachwissenschaftlichem Interesse und spielt für Segeberg oder Oldesloe, anders als die Nordgrenze (auch die mittelalterliche) für Schleswig und Hadersleben, so gut wie keine Rolle. Man wird sich der Kontingenz dieser Situation ein wenig bewußt, liest man, wie – ganz abgesehen von allen Weiterungen, die das Thema im Sinne der slawenfeindlichen NS-Ideologie bekommen mochte – zur Zeit des Kalten Krieges der Limes Saxoniae als Bezugspunkt einer Erinnerung dienen konnte, die an der Zonengrenze ansetzte.⁷⁰ Der Bedarf an dieser Erinnerung ist sehr bald geschwunden; der schleswigsche besteht offenkundig weiter und muß, so die entsprechende Suggestion, folglich schon immer bestanden haben. Jede Überlegung, die die dem „Modell Schleswig“ zugrunde

69 Welches Interesse dies (unter anderen) sein kann, zeigt etwa – um nur einen aktuellen Fall zu nennen – die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts Schleswig im September 2002, nach der die Sonderregelung für den SSW mit dem neuen Wahlgesetz, das zu dessen Wählbarkeit auch in Holstein(-Lauenburg) geführt hat, nicht vereinbar sei. Nach Ansicht der Richter (wie im übrigen auch des Südschleswigschen Wählerverbandes selber, der seine Arbeit stets als auf den Landesteil beschränkt verstanden hat) ist also der mittelalterlichen Eidergrenze, die von der staatlichen Obrigkeit nach 1867 administrativ ansonsten – anders als in Dänemark nach 1920 die Königsaugrenze – vollständig getilgt worden ist, in diesem Fall eine verfassungsmäßig relevante Bedeutung zuzumessen.

70 Helmuth Thomsen: Land Hamburg – Geschichtlicher Überblick, in: Olaf Klose (Hg.): *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands I: Schleswig-Holstein und Hamburg*. Stuttgart 1976, S. xlvii: „Was es am Beginn seiner Geschichte war, ist Hamburg nun wieder geworden – ein Grenzort. Dieses Mal liegt die Grenze nicht wie im frühen Mittelalter am Danewerk und am Limes Saxoniae. Sie verläuft jetzt mitten durch Deutschland ...“ – Zur Behandlung der „Wenden“ in der populären völkischen Darstellung vor 1945 vgl. Christiansen, „Die Heimat“, S. 74 f. Zur Positionierung der Stadt Hamburg im Geschichtsbewußtsein vgl. auch den Beitrag von Susanne Rau in diesem Band.

liegende axiomatische Bipolarität in Frage stellt, ruft heftige Reaktionen hervor; dafür genügt schon die auf ethnologischen Befunden beruhende Behauptung, sowohl Nord- als auch Südschleswiger seien, so sehr sie auch fürs Dänische oder Deutsche mobilisiert würden, vor allem – Schleswiger.⁷¹

III.

Auf der Suche nach aktuellen mittelalterlichen ‚Erinnerungsorten‘ ist Holstein, um im Sprachbild zu bleiben, eine Ödmark. Die lokal wertgeschätzten Marschbauern- und ostholsteinischen Adelskulturen gehören einer späteren Epoche an; Holsteins wohl wichtigste kulturelle Ressource, *uns Moderspraak*, ist (auch aufgrund eines entsprechenden Deutschunterrichts) so gut wie niemandem als mittelalterliche Großsprache bekannt, und die wenigen tatsächlich praktizierten Bezüge – Wikinger, Hanse, Likedeeler – sind innerhalb des Herzogtums nicht verortbar. Diese Abstinenz muß erstaunen, bietet die holsteinische Geschichte des Mittelalters doch ein beträchtliches Reservoir ausschöpfbaren Materials. Im folgenden gehe ich zwei „großen“ Stücken Geschichte nach, die in der gar nicht so fernen Ver-

71 Anne Knudsen: „Slesvig – et skoleeksempel. Grænseregioner og mindretal er stærkt politisk aktuelle“, in: *Fortid og Nutid* 2/1994, S. 173–180, hier S. 177. Die Darlegung der Autorin, die sich mit dem Thema peripherer Regionen in Europa und ihrer Beziehung zu den nationalen Zentren schon in mehreren einflußreichen Studien beschäftigt hat, erfuhr kurze Zeit später eine Replik in ungewöhnlich harscher Form von Henrik Becker-Christensen: „Litteratur og national identitet i den dansk-tyske grænseregion. En kommentar til Anne Knudsens artikel: Slesvig – et skoleeksempel“, *Fortid og Nutid* 4/1994, 394–398. Der Direktor des Apenrader ‚Institut for Grænseregionsforskning‘ bezog sich darin charakteristischerweise nicht auf die ethnologischen Befunde, die Knudsens Auffassung zugrunde liegen, sondern allein auf das „Identitätsgefühl“, das er anscheinend aus der Akzeptanz verbalisierbarer Bekenntnisse unmittelbar ableiten zu können meint. Ungeachtet der möglichen Stichhaltigkeit der darin aufgestellten Behauptungen klingt der Ton des Widerspruchs nahezu *ex cathedra*: „Jeder, der sich eingehender mit der nationalen Entwicklung in Südjütland und dem nationalen Identitätsgefühl beschäftigt, weiß, daß die Südjüten sich im letzten Menschenalter nicht als Schleswiger gefühlt haben ... Man kann sich in Nordschleswig heute zwar als Südjüte fühlen, aber das geschieht mit einem dänischen oder mit einem deutschen Vorzeichen. Entsprechend verhält es sich südlich der Grenze. Ein gemeinsames ‚schleswigsches‘ Identitätsgefühl über die Grenze von 1920 hinweg gibt es nicht.“ Es ist wohl nicht verfehlt, in diesem Abtausch bis hin zur mathematischen Terminologie der Replik ein Indiz für die hier beschriebene Sorge um die Bewahrung einer indisputablen Grenze zu sehen, von deren Plausibilität nicht nur der Forschungsgegenstand des Apenrader Instituts abhängt, sondern das gesamte „Modell Schleswig“ einschließlich der Verfaßtheit der beiden Minderheiten.

gangenheit auch eine tragende Rolle in der offiziellen und öffentlichen Erinnerung gespielt haben. Die Nicht-Erinnerung erscheint dadurch um so deutlicher als ein Verzicht, der den Gedanken nahelegt, daß das Vergessen hier ein aktiver Prozeß gewesen sei.

„Der Tag von Bornhöved bedeutete für Norddeutschland dasselbe, wie einst die Schlacht im Teutoburger Wald für Germanien ...“ – „ein Ereigniß von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung ...“ – „eine deutsche Schicksalsschlacht und darüber hinaus eine germanische Schicksalsschlacht ...“ – „entscheidend für die Entwicklung des nördlichen Deutschlands überhaupt ...“ – „ein Schicksalstag der schleswig-holsteinischen und der deutschen wie auch der nordeuropäischen Geschichte ...“⁷² Ein Jahrhundert lang scheute niemand, der über den Magdalenentag 1227 etwas zu sagen hatte, die Hyperbel: nicht die Heimatforscher, nicht die Fachhistoriker, nicht die Dichter. „Was rauscht dort von der Heide/Bornhövd's für eine Mär/in strahlenhellem Kleide/durch Raum und Zeit daher?“⁷³ Die entscheidende Bedeutung der Schlacht für das Ende des dänischen Ostseeimperiums, die Rückkehr der Schauenburger und den Beginn der „deutschen Ostsiedlung“, wozu seit Fritz Rörig der Aufstieg Lübecks und der Hanse kam⁷⁴, wird dabei oft noch überschattet durch eine beinahe transzendente

72 „Die Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227)“, in: *Die Heimat* 1927, 145–152, hier S.146, zitiert nach Christiansen, „*Die Heimat*“, S. 165 Anm. 17; P. Hasle: „Die Schlacht bei Bornhöved“, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte* 7 (1877), 1–19, hier S. 4; Otto Scheel, Rede zur 700-Jahrfeier 1927; vgl. unten; Brandt, *Geschichte Schleswig-Holsteins* (1925), S. 33; Scharff, „Territorien-Ploetz“ (1960) S. 13; in der von Manfred Jessen-Klingenberg besorgten Neuauflage (Würzburg 1984, 1991, S. 24) ist dieses Urteil weiterhin durch Fettdruck herausgehoben, das Wort „Schicksalstag“ allerdings durch „Wendepunkt“ ersetzt. – Von hinreißender Nüchternheit wirkt im Vergleich dazu das bei Hasle, „Die Schlacht bei Bornhöved“, S. 7 zitierte hamburgische Notat (nach *Hamb. Urkundenbuch*, S. 671): *de Koning Waldemar was to Bornhovede myt groter macht unde wolde den greven vordriuen, dar weren use borghere mede unde hulpen eme dat wedder doen. Dat kostede twelfhundert lodighe mark.*

73 O.A.: „Adolf IV.“, in: J. Fr. Dücker: *Bilder aus der schleswig-holsteinischen Geschichte*. Schleswig 1866, S. 337 f., V. 1–4, hier zitiert nach: Harald Timmermann (Hg.): *Sämtliche Bornhöved-Balladen*. (Bornhöveder Hefte zur Heimatkunde, 16.) Bornhöved 2002, S. 6 ff.

74 Fritz Rörig: *Die Schlacht bei Bornhöved 1227. Rede gehalten am 700jährigen Gedächtnistage der Schlacht in Bornhöved*. Lübeck 1927. (= *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 24 (1927), 281–299. – Hier ist nicht der Ort für eine ausführliche Darstellung, die einer eigenen Studie des Autors zur Geschichte des Bornhöved-Gedenkens im europäischen Vergleich vorbehalten bleiben soll.

Bedeutung, die der Schlacht im Hinblick auf die ganz großen historischen Bewegungen zugebilligt wird. „Das ist die hehre Kunde/aus altersgrauer Zeit,/wie sie noch heut' zur Stunde/der Holsten Herz erfreut.“⁷⁵ Heute hingegen kann ein Heimatforscher ein Buch über Bornhöved als eine „vergessene Schlacht“ herausbringen, und wer sich mit Holsteinern unterhält, wird sich der Meinung anschließen, daß der Titel mit Recht gewählt ist.⁷⁶

Ein Blick auf das öffentliche Gedenken kann die Geschichte dieser amtlichen Anstrengung vielleicht beleuchten. Vorangestellt sei, daß die lokale Erinnerung allem Anschein nach recht intakt ist. Ein Spaziergang

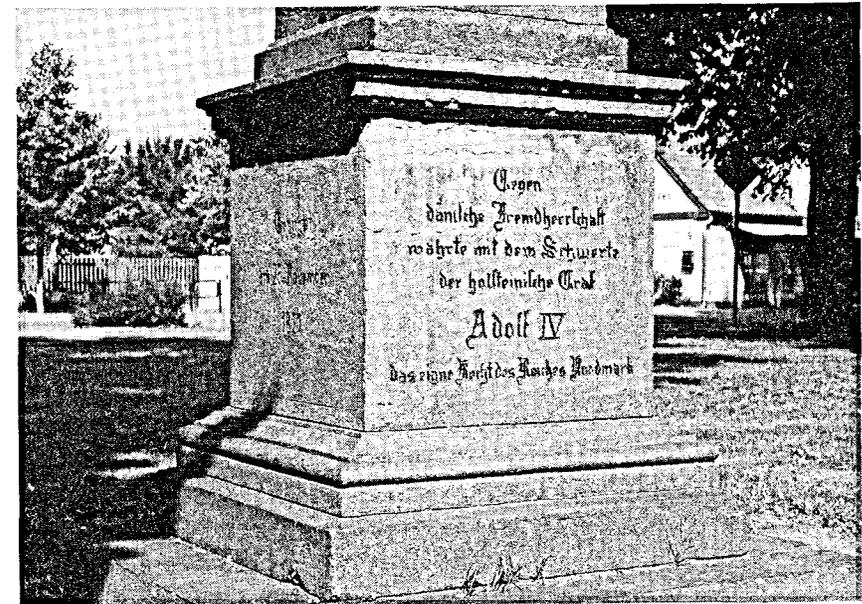


Abb. 5: Der Sockel des Obeliskens auf dem Adolfsplatz in Bornhöved, errichtet zur 650-Jahr-Feier der Schlacht von 1227, ein Jahrzehnt nach der Inkorporation der Herzogtümer in Preußen.

75 O.A.: „Graf Adolf IV.“, V. 81–84.

76 Walter Westphal: *Von Bornhöved bis zur Erstürmung der Düppeler Schanzen. Vergessene Schlachten und Kriege in Schleswig-Holstein*. Selbstverlag, Hamburg 2001. Die *Kieler Nachrichten* jedenfalls, deren Berichterstattung zur 775-Jahr-Feier (30.1.2002) die Schlacht mit dem Gefecht von Bornhöved 1813 verwechselt, bieten einen guten Beleg zumindest für die Insouciance, mit der man sich heute des Themas in der Öffentlichkeit annimmt.

durch Bornhöved, einen mit historischen Informationstafeln bemerkenswert reich ausgestatteten Ort, führt früher oder später auf den Knüll, amtlich ‚Adolfsplatz‘, unter dessen Baumkronen sich eine Serie von steinernen Denkmälern befindet, die thematisch von der Schlacht auf dem Svantanafeld 798 bis zum 3. Oktober 1990 reicht und demnach offenbar, 1877 mit dem zum 650-Jahr-Jubiläum der Schlacht am Magdalentage errichteten Obelisken begonnen, als nicht abgeschlossen betrachtet wird.

Dieser Obelisk läßt inschriftlich keinen Zweifel an der durch ihn vorgesehenen Deutung des Gedenkens an den Sieg von „des Reiches Nordmark“ über „dänische Fremdherrschaft“⁷⁷. Bei der großen 700-Jahrfeier im Juli 1927 wurde dieses Thema, aktualisiert durch die Nordschleswig-Frage, erst recht zum Leitmotiv.⁷⁸ Zu den Feierlichkeiten gehörte ein Volksfest mit Reiten, Turnen und Kommers im Festzelt, die Aufführung des niederdeutschen Dramas *Bornhöved* von Adolf Feldvoß sowie ein Festzug, der neben „entzückend[en] Mädchengruppen in ihrer blau-weiß-roten Kleidung“, dem „letzte[n] Achtundvierziger mit Fahne“ sowie dem Festwagen mit Allegorien der Germania und von Schleswig-Holstein historische Bilder bot, wobei für ‚1227‘ unter anderem Graf Adolf von Schauenburg, der Erzbischof von Bremen, der lübische Bürgermeister Soltwedel und, im goldenen Schuppenpanzer, König Waldemar ritten. Deutlicher als den ikonographischen Verdichtungen ist die verbindliche Deutung des Jubiläums den Redebeiträgen zu entnehmen. Auf der mit dem Jubiläum zusammengelegten Landesversammlung des Schleswig-Holsteiner-Bundes erklärte dessen Vorsitzender, der Kieler Historiker Otto Scheel: Wenn man von dieser Schlacht auch südelbisch allgemein wisse, so liege dies daran, daß Bornhöved „seit Jahrhunderten und auf Jahrhunderte hin das einzige Ereignis gewesen [sei], in dem die gesamte deutsche Kraft, soweit sie aufzutreiben war, sich zusammenfand“. Eine aktuelle Lehre wußte Scheel dem Ereignis daher abzugewinnen: „Partikularismus hat vor Bornhöved und

77 Der volle Text der vier Seiten lautet: „Zur Erinnerung an die Schlacht von Bornhöved 22. Juli 1227/Errichtet am 28. November 1877/Im 7^{ten} Jahre des deutschen Reiches/Gegen dänische Fremdherrschaft wahrte mit dem Schwerte der holsteinische Graf Adolf IV. das eigne Recht des Reiches Nordmark“.

78 Für die folgende Darstellung stütze ich mich auf die Berichte im *Segeberger Kreis- und Tageblatt* vom 24.7.1927 sowie in den *Kieler Neuesten Nachrichten* vom 26.7.1927. – Ich möchte hier sehr herzlich Herrn Fritz Fischbeck und Herrn Harald Timmermann, beide Bornhöved, für die große Hilfe bei der Beschaffung von Materialien zu den Gedenkfeiern von 1927, 1977 und 2002 danken.

nach Bornhöved die Entwicklung gekennzeichnet.“ In diesem Sinne – und ausdrücklich auf die „deutschen Volksgenossen jenseits der Grenze“ bezogen – rief er seinen nach Eigenangaben 80.000 Mitglieder starken Verein unverblümt auf: „Lassen Sie den Bund und seine Arbeit ein ununterbrochenes Bornhöved sein, dann werden wir das neue Staatenleben Europas wirksam vorbereiten.“ Johannes Schmidt-Wodder, der deutsche Abgeordnete im Folketing, griff in seiner Anschlußrede das Thema dankend auf, verzichtete aber seinerseits auf direkt irredentistische Appelle. Die Predigt von Bischof Mordhorst in der Vicelin-Kirche über Gal 5,13 „Ihr aber, liebe Brüder, seid zur Freiheit berufen!“ folgte gleichfalls diesem Motiv⁷⁹, ebenso wie die auf dem Festplatz gehaltene öffentliche Ansprache von Otto Scheel, der die Bedeutung der Schlacht im ‚Was wäre, wenn‘-Sinne verdeutlichte: Nicht nur wären ohne Bornhöved die Schleswiger und Holsteiner „aufgegangen im dänischen Volkstum“ (was, wenn auch ganz anders gemeint, eine bemerkenswerte Anerkennung der Kontingenz nationaler Zugehörigkeit impliziert); vor allem wäre die gesamte südöstliche Ostsee „den Slawen ausgeliefert worden ... was später sich die Russen als Ziel stekkten, aber bis auf den heutigen Tag nicht haben erreichen können, weil ein starkes germanisches Volkselement die Ostseeküste im Süden und ihr Hinterland besiedeln durfte“.

Die Schlacht von Bornhöved ist hier endgültig ihres regionalen Charakters enthoben; mehr noch, der Redner erklärt eine regionale Deutung geradezu für schädlich: „[D]aß auf holsteinischem Boden diese Entscheidung hat fallen dürfen, das hebt diesen kleinen Raum aus der Enge des Landschaftlichen heraus und stellt diesen kleinen Volksteil in die großen Zusammenhänge in der europäischen Bewegung und damit in der Weltgeschichte hinein. Bornhöved mahne uns Schleswig-Holsteiner an das gewaltige weltgeschichtliche Erbe, und Bornhöved mahne uns weiter, daß wir uns nicht verlieren im Kleinen, im Engen, im Stickigen, sondern daß wir weit hinausschauen in die deutsche und germanische Welt.“ Es mochte wiederum die – in der Rede vor dem SHB ja offen ausgesprochene – Furcht vor dem Partikularismus sein, wie sie nach 1918 so häufig die Be-

79 „Das Geheimnis dieser Freiheit ist das Heimischfühlen in der Gotteswelt. Dieses Heimischfühlen in Gottes Welt läßt uns aber nicht etwa unsere Welt und unser irdisches Vaterland beiseite setzen, sondern es legt uns die Verantwortung auch für unser deutsches Vaterland und für unser armes Volk auf. [Die Predigt] schloß im Gedächtnis an unsere von uns getrennten Brüder mit der Bitte des Niederländischen Dankgebets: Herr, mach uns frei!“

schäftigung mit regionaler Kultur unter Verdacht geraten ließ⁸⁰, die den Kieler Ordinarius veranlaßte, hier coram publico die Holsteiner aufzufordern, ihrer Geschichte nicht um ihrer selbst willen, sondern gewissermaßen als *signum* zu gedenken.

Vielleicht ist es diese Festlegung, die Bornhöved nicht zum holsteinischen Erinnerungsort hat werden lassen. Das gegen Ende des 20. Jahrhunderts rapide abnehmende Interesse ist jedenfalls nicht vollständig mit der allgemeinen Geringerschätzung ‚großer Schlachten‘ zu erklären, denn abgesehen davon, daß etwa der Teutoburger Wald, Bannockburn und Stiklestad ein von den Kontextualisierungen der Fachhistorie fast unberührtes Leben als ‚Geschichtsmythos‘ führen, gilt Bornhöved ja – anders als zum Beispiel die Lohheide oder die Lürschauer Heide – der Wissenschaft nach wie vor als bedeutsames Ereignis.⁸¹ So ist 1977 auch unter Engagement aller kommunaler Ebenen in ausdrücklicher Anlehnung an die Feiern von 1927 das Dreivierteljahrtausend mehrtägig begangen worden. Ein Sonderstempel der Bundespost und eine Bierdeckelaufgabe der Holsten-Brauerei verbreiteten das Signet des Jubiläums, das Denkmal auf dem Knüll wurde renoviert, und rund zweitausend Menschen nahmen an der Enthüllung des

80 Vgl. Christiansen, „Die Heimat“, S. 70 f.; Hans-Jürgen Luthhöft: *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940*. (Kieler Historische Studien, 14.) Stuttgart 1971, ibs. S. 235 ff.; Jan Wirrer: „Sprache, Standarddeutsch, Niederdeutsch“, in: Kay Dohnke u.a. (Hg.): *Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus*. Hildesheim 1994, S. 207–261.

81 Rolf Hammel-Kiesow und Ortwin Pelc nehmen die Schlacht zwar in der Darstellung sehr zurück, bezeichnen sie aber doch – vielleicht in Anlehnung an die Wortwahl von Fritz Rösig – als „eine Zäsur in der norddeutschen Geschichte“ (Lange [Hg.], *Geschichte Schleswig-Holsteins*, S. 112). Für Christian Degn „gehört [die Schlacht] zu den großen Ereignissen der europäischen Geschichte“ (*Schleswig-Holstein*, S. 56). In der eiderdänisch geprägten Geschichtsschreibung, die Dänemarks Ausgreifen bis an die Elbe als Episode und der Rückzug an die Eider als Wiederkehr des Normalität schildert, spielte Bornhöved (zumal als Niederlage) keine große Rolle; noch H. V. Gregersen widmet in seiner schleswig-holsteinischen Geschichte von 1981 den Ereignissen von der Jagd auf Lyø 1223 bis zur Verständigung König Waldemars mit Adolf IV. elf Jahre später nur anderthalb Seiten, davon der Schlacht knappe sechs Zeilen. In der heute weitverbreiteten *Gyldendal og Politikens Danmarkshistorie* (Ole Fenger: *Kirker rejser alle vegne' 1050–1250* [1989, Neuausgabe 2002]) nimmt dasselbe Thema allerdings wieder zwanzig Seiten ein, wobei sowohl das (wie Fontane gesagt hätte) „romantische Interesse“ des Sujets als auch die angestrebte Einbindung der dänischen in die europäische Geschichte eine Rolle spielen. – Für eine moderne wissenschaftliche Wertung vgl. Erich Hoffmann: „Die Bedeutung der Schlacht von Bornhöved für die deutsche und skandinavische Geschichte“, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 57 (1977), S. 9–37.



Abb. 6: Der 1977 am Königsberg bei Bornhöved zur 750-Jahr-Feier errichtete Gedenkstein (Schmitz, Trappenkamp).

neuen Gedenkstein teil, der charakteristischerweise nicht im Zusammenhang mit den bereits existierenden Denkmälern in der Dorfmitte, sondern einen Kilometer entfernt am Königsbarg errichtet wurde, dem Hügelgrab, der laut der Lokalsage König Waldemar als Feldherrnhügel gedient haben soll. Noch charakteristischer ist seine Gestalt: Außer einem Kreuz, das die Gestalt eines zu Boden weisenden Schwertes hat, trägt der Feldstein keine andere Inschrift als das Datum „22.7.1227“. Neben der mediävistisch unüblichen Schreibweise der Monatsangabe, die im Hinblick auf die Suggestivität der Ziffernfolge hier sicher ihre Berechtigung hat, fällt an diesem Denkmal – zumal im Gegensatz zu dem Wortreichtum seines hundert Jahre älteren Vorgängers – vor allem auf, daß es ‚stumm‘ bleibt: Wer es nicht mit Vorkenntnissen betrachtet, dem bleibt verborgen, zu welchem Gedenken das Denkmal eigentlich auffordert. Sicher ist es so, daß an diesen entlegenen Ort am Knick abgesehen von einigen Wanderern ohnedies nur kommt, wer genau diese Kenntnisse bereits besitzt. Aber dies ist wiederum charakteristisch für die ‚aufgeklärte‘ Form des Gedenkens, die hier praktiziert wird: sie ist so dicht am topographisch verortbaren ‚tatsächlichen‘ Gedenkort, wie es in diesem Fall nur möglich ist; sie spricht in der Eindringlichkeit der künstlerischen Gestaltung die moderne Sensibilität stark an und retabliert auf diese Weise das unmittelbare Gedenken an Tod und Verstümmelung; sie vermeidet jeden Versuch, über sich selbst hinauszudeuten – selbst um den Preis des Hermetismus. An der wenige Schritte entfernt vorbeiführenden B 430 Plön–Neumünster fehlt jeder an die Autofahrer gerichtete Hinweis auf den Ort.

Neben der Rückkehr zur Historisierung des mittelalterlichen Ereignisses stand aber auch 1977, zumal in Momenten der Nähe zur offiziellen Politik, eine Konstruktion von ‚Erinnerung‘, die wieder eine die historische Begebenheit transzendierende war.⁸² Das Muster einer ‚nationalen‘ Deu-

82 Vgl. Harald Timmermann: „Ein Dorf erinnert sich seiner historischen Bedeutung. Zur 750-Jahr-Feier der Schlacht von Bornhöved 1977“, in: *Heimatkundliches Jahrbuch für den Kreis Segeberg* 1978, S. 117–126. Allerdings war nun nicht mehr Dänemark der Kontrahent; im Gegenteil wurde gleichzeitig die Partnerschaft mit dem nordjütischen Brovst inaugurieren. Stattdessen erklärte Oswald Hauser vor dem geladenen Publikum, unter dem sich der Landtagspräsident und der Kultusminister befanden, Bornhöved 1227 habe die Bahn freigemacht „für Kräfte, die den Ostseeraum mit den Elementen mitteleuropäischer Kultur so prägen sollten, daß auch die umstürzenden und vielfach vernichtenden Vorgänge unseres Jahrhunderts ihre Spuren nicht austilgen konnten“. Es geht hier nicht darum, die Fortdauer einer bestimmten politischen Tendenz zu behaupten; als Gegenbeispiel ließe sich etwa die 1927 noch nicht erscheinende Deutung anführen, die Schauenburger seien nach 1227 daran ge-

tung von Bornhöved war längst so fest etabliert, daß es unabhängig von seinem früheren Gehalt unter wesentlich veränderten politischen Bedingungen fortbestehen konnte, ohne seine Verbindlichkeit einzubüßen. Dies legt den Schluß nahe, daß in dem Moment, da es eine deutsche Frage, um noch einmal die Herausgeber der *Deutschen Erinnerungsorte* zu zitieren, „nicht mehr gibt“ (oder dies jedenfalls so reklamiert wird), auch dem Gedenken der Gehalt, der ihm zu Lasten jedes anderen vorstellbaren gegeben worden ist, künftig fehlt. 2002 kam es dann auch zu keinen Gedenkveranstaltungen mehr. Obgleich die Frage im Bornhöveder Gemeinderat kontrovers diskutiert wurde, setzte sich die Auffassung durch, nach den Jubiläen der ersten urkundlichen Erwähnung 1998 und der Kirchweihe 1999 sei eine Festwoche (Feiern anderen Charakters wurden, was an das oben angeführte Beispiel aus Schleswig denken läßt, kommunalerseits offenbar nicht erwogen) nicht schon wieder finanzierbar. Eine spontane, populäre ‚Erinnerung‘, die statt dem *signum* dem Ereignis selber gälte, ist anscheinend schon seit geraumer Zeit nicht mehr möglich: „In mi hett sik nix röögt,/as ik dat lees. Dat/hett mi agert.“⁸³

IV.

Ist hier eine auf der Historie aufbauende Gedenkfeier nicht zustande gekommen, so ist umgekehrt bei den landesüblichen kommunalen Jubiläumsfeiern regelmäßig der Verzicht auf Historie festzustellen. Dies ist umso bemerkenswerter, als der Anlaß ja, dem Verlauf der Stadtwerdung

gegangen, „ihr Land im Einklang mit der mittelalterlichen Entwicklung im übrigen Deutschland zu modernisieren“ – eine Sichtweise, die sich vielleicht an die in den 70er Jahren forcierte infrastrukturelle Erschließung des gesamten Bundesgebietes anknüpfen läßt, kaum aber an die rechtskonservative Deutung vor 1945.

83 Elisabeth Meyer-Runge: „Bornhöved“, in: *Uns' Moderspraak*. Beilage zu *Schleswig-Holstein* 9/77, S. 32 (wieder in Timmermann, *Sämtliche Bornhöved-Balladen*, S. 27 f.), V. 10–12. Das Gedicht schildert eine Reaktion auf die Plakatinweise zur 750-Jahr-Feier; erst die Lektüre des Artikels von Richard Carstensen: „Die Schlacht von Bornhöved – ein nationaler Befreiungskampf“ (*Schleswig-Holstein* 7/77) mit der bekannten Passage aus den Rüge-Annalen über die Deutschen, die nur siegen „durch Betrügerei und Verrat, was in ihrer Natur liegt“ ... giff mi to denken – /as Düütsche/ut Holsteener Land“ (V. 47–49). Auch hier bedarf es erst der nachträglichen Konstruktion einer – wenn auch in ihrer Wertung nunmehr umgekehrten – ‚nationalen‘ Deutung, um den Mangel jeder unmittelbaren, durch das Gedenken selber generierten affektiven Reaktion zu kompensieren.

entsprechend, gewöhnlich eine aus dem 12.–14. Jahrhundert stammende Urkunde oder Chronikpassage ist und sich ein daran anknüpfender Programmpunkt somit empfehlen würde. Als etwa Rendsburg 1999 seine 800-Jahr-Feier abhielt, hätten sich gleich mehrere solcher Bezugspunkte mit dramaturgischem Potential angeboten: neben dem eigentlichen Fundort, der bei Arnold von Lübeck überlieferten Konfrontation Knuds VI. und Adolfs III. *in loco qui Reinoldesburch dicitur* – die zudem gut in das hier dargestellte Muster historischen Grenzland-Gedenkens gepaßt hätte – dieselbe Geschichte in sagenhafter Form, „Offas Kampf auf der Eiderinsel“, allen älteren Rendsburgern aus dem Heimatkundeunterricht noch wohlbekannt und mit Blick auf *Widsiþ*, Saxo und Uhland immerhin ein Stück ehrwürdiger europäischer Literatur.

Vor allem aber ist *de grote Geert*, Graf Gerhard III. für „die dankbare Stadt Rendsburg“ (so die 1984 erneuerte Inschrift auf dem Gerhardsbrunnen von 1881) seit langem als besonderer Freund und Förderer etabliert, und sowohl seine historische Bedeutung als auch sein Ende hätte den Festplanern manche Möglichkeit eröffnet. Doch Gerhard der Große, der dem städtischen Schrifttum bis vor kurzem als „eine der Heldengestalten der schleswig-holsteinischen Geschichte“⁸⁴ galt, ist heute selbst im Städtischen Museum ebenso wenig vertreten wie im neuen *Schleswig-Holstein Lexikon*⁸⁵ (die eindrucksvolle Holzschnitztür mit seinem Bild, vielen früheren Besuchern des Heimatmuseums noch lebhaft im Gedächtnis, verblieb nach dem Umzug des Museums ins neuwerkische Arsenal im Alten Rathaus). Die beiden Exponate, die den Grafen zum Thema haben, bestätigen auf ihre Weise, was oben über den spezifischen Modus der ‚kurzgeschlossenen‘ Erinnerung gesagt worden ist. Eine gerahmte Photomontage vom Ende des 19. Jahrhunderts zeigt Rendsburger Honoratioren als Teilnehmer an einer historischen Inszenierung, die die Privilegierung der Stadt durch Graf Gerhard am Nikolaustag 1339 darstellt. Die Privilegierung selber (die unter anderem die Übertragung von Landbesitz beinhaltete, der bis heute die kommunalen Grenzen Rendsburgs umschreibt) wird nirgends erörtert.

84 Karl Müller: *Rendsburg. Wachstum und Wandlungen*. Rendsburg 1961, S. 13. Die sozialhistorisch angelegte große Stadtgeschichte von Edward Hoop: *Geschichte der Stadt Rendsburg*. Rendsburg 1989, widmet dem Grafen nicht weniger als sechzehn Seiten (72–87).

85 Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt/Ortwin Pelc (Hg.): *Schleswig-Holstein Lexikon*. Neumünster 2000, s.v. „Gerhard III.“ verweist lediglich auf das Stichwort „Schaumburg/Schaumburg“, wo zur Rendsburger Linie lakonisch bemerkt wird, zu ihr habe „auch Gerhard III. (ca. 1291–1340) als wohl bedeutendster Landesherr“ gehört, ohne daß die Leser erführen, worin diese Bedeutung gelegen haben könnte.

Ähnlich verhält es sich mit der etwa zwei Meter hohen modernen Skulptur eines Rendsburger Künstlers, die einen unbestimmten Eindruck von Reckenhaftigkeit macht, in bezug auf ihr Sujet allerdings unbezeichnet ist und lediglich durch ihre Nähe zu der Photomontage sowie andere frühe Exponate den (zutreffenden) Schluß nahelegt, es könne sich hier um den Grafen handeln. Nicht *de grote Geert* selber ist hier Gegenstand der musealen Präsentation, sondern das Bild des 19. und 20. Jahrhunderts von ihm.⁸⁶

Im Programm der 800-Jahr-Feier – das man in dem Sinne als „beliebig“ bezeichnen kann, daß jede einzelne seiner 280 Veranstaltungen genau so auch ohne den Zusammenhang des Jubiläums hätte stattfinden können – fehlt denn auch nicht nur Graf Gerhard, sondern mit Ausnahme eines Vortrags zum Thema „Rendsburgs Anfänge: deutsch oder dänisch?“ jeder mittelalterliche Gehalt. Historisches kommt überhaupt nur in Form zweier Ausstellungen des Stadtmuseums zur Festungszeit und zum 20. Jahrhundert sowie eines Musicals über die Belagerung Rendsburgs durch schwedische Truppen 1645 vor. Rendsburg steht hier aufgrund seiner naheliegenden Verbindung mit der gräflichen „Heldengestalt“ zur Illustration einer allgemeinen Beobachtung, für die sich ebensogut andere Städte heranziehen ließen, etwa Eckernförde, das 2002 sein 700jähriges Jubiläum mit demselben Verzicht auf mittelalterliche oder sonst explizit historische Erinnerung feierte⁸⁷, obgleich in diesem Fall der Anlaß der gefeierten urkundlichen Erwähnung (der Beschwerdebrief eines Eckernförder Kaufmanns wegen Seeräuberei) dem allgemeinen Interesse am Thema und namentlich den allsommerlichen „Eckernförder Piratentagen“ sehr entgegengekommen wäre. Das Schlagwort von der ‚Geschichtsvergessenheit‘ gewinnt in diesen Fällen eine Nuance, die über die Topoi der Kulturkritik hinausgeht, nämlich wiederum die des Vergessens als kultureller Wahl.

Deutlich wird dies im interregionalen Vergleich. Das westseeländische Kalundborg etwa veranstaltet sein alljährliches Stadtfest stets als „Esbern-

86 Ähnliches ist in der Spezial-Ausgabe *Rendsburg (Schleswig-Holstein 1 + 2/96)* zu beobachten, wo – anders, als es für die Ereignisse von 1848 und 1864 der Fall ist – das entsprechende Kapitel „Schloßplatz-Brunnen und Straßennamen: Vielfache Erinnerung an Gerhard den Großen“ von Karl-Heinz Freiwald (S. 26 f.) die Vita des Grafen nur en passant berichtet und sich auf die topographischen ‚Erinnerungen‘ des 19./20. Jahrhunderts konzentriert.

87 Auch hier gab es die Ausnahme eines Vortrags, hier zum 5. April 1849; hinzu kamen zwei kirchengeschichtliche Gottesdienste zur Aufklärungszeit und zu Schleiermacher in der Nicolaikirche. Ich beziehe mich hier wie bei den übrigen Darstellungen von Stadtjubiläen auf die von den Stadtverwaltungen herausgegebenen Programmbroschüren.

Snare-Fest“, benannt nach dem Aristokraten, der die Stadt und ihre bekannte Liebfrauenkirche im 12. Jahrhundert gründete, und obgleich Esbern Snare als historische Figur weit weniger flamboyant ist als *de grote Geert*, ist schwer vorstellbar, daß der „Rendsburger Herbst“ in „Graf-Gerhard-Woche“ umbenannt werden könnte. Als Nykøbing auf Falster – eine Stadt, die in punctis Größe, Wirtschaftsstruktur, Bildungseinrichtungen und Fehlen herausragender historischer Reminiszenzen mit Eckernförde gut vergleichbar ist – im Jahre 1989 ebenfalls seine 700-Jahr-Feier beging, fand eine achttägige öffentliche Vorlesungsreihe zur mittelalterlichen Geschichte Nykøbings statt, zudem weitere Vorträge (unter anderem zum „Weltbild des Mittelalters“), ein historisches Schauspiel und die Rekonstruktion einer mittelalterlichen Steinschleuder, die inzwischen zu einem wirtschaftlichen Aktivum der Stadt geworden ist.⁸⁸ Der Unterschied wird noch krasser, wenn man nicht eine durchschnittliche Kleinstadt, sondern ein Festprogramm wie das zum 1000jährigen Stadtjubiläum von Roskilde (1998) betrachtet.⁸⁹

V.

Der Vergleich mit Dänemark, *parte pro toto*, läßt ahnen, welche Möglichkeiten in Schleswig-Holstein in dieser Hinsicht *nicht* genutzt werden. In diesem Zusammenhang sei auf die einleitende kontrafaktische Mutmaßung über ein „Erich-Plogpenning-Mittelalterzentrum“, das die populäre Suggestionskraft des Königsmordes auf der Schlei 1250 nutzen würde, oder ein „Wikingerdorf Kosel“ erinnert, das es tatsächlich ja ebenfalls nicht gibt; mehr noch, es fehlt in Kosel jeder sichtbare Hinweis auf die umfangreichen und bedeutenden Ausgrabungen der 70er und 80er Jahre oder die aus

88 Diese Steinschleuder wurde zum Ausgangspunkt für das in den darauffolgenden Jahren ausgebauten Mittelalterzentrum/„Versuchszentrum für historische Technologie“, das sich seitdem zu einer überregionalen, auch in Deutschland beworbenen Touristenattraktion entwickelt hat und den entsprechenden kommunalen Stellen zumindest den Gedanken nahe legen könnte, daß sich die Exploitation der mittelalterlichen Geschichte ‚rechnen‘ kann.

89 Neben die Vortragsreihen zur mittelalterlichen Geschichte der Stadt, ihrer Kirchen, lokaler Heiligenkulte usw. treten hier Veranstaltungen wie die Uraufführung einer Oper über Erzbischof Absalon, die Präsentation wikingerzeitlicher Musikarchäologie aus Nowgorod oder die Eröffnung eines nach den Rezepten aus dem Kräuterbuch des Roskildenser Domherrn Henrik Harpestreng (13.Jh.) angelegten Heilpflanzengartens.

ihnen gewonnene Bereicherung der Landes- und Lokalgeschichte. In Dänemark – um bei diesem Vergleich zu bleiben – bedarf es weitaus geringerer Anlässe zur Gründung einer archäologischen Museumsanlage: von einer schlichten Hauskonstruktion mit Weidenzaun für Pfadfindergruppen und Schulausflügler über den familienfreundlichen *Oldtidspark* und das im Sommer bronze- oder eisenzeitlich bewohnte ‚historische Versuchszentrum‘ bis zu postkognitiven Erlebnismuseen⁹⁰, ganz zu schweigen von den traditionsreichen wikingerzeitlichen Stätten wie Trelleborg und Fyrkat mit ihren rekonstruierten Langhäusern. Es ist in diesem Sinne bezeichnend, daß Nachbauten von in Haithabu und Toftum (Eiderstedt) ergrabenen Häusern nicht *in situ* stehen, wohl aber im Museumspark von Moesgård bei Århus.

Diese flächendeckende museale Inszenierung trägt, wie immer man sich zu ihrer Pädagogik und ihren Inhalten stellen mag, zweifellos zur Perpetuierung des allgemeinen Interesses an Geschichte und Archäologie und ihres „offenkundigen Platzes im dänischen Selbstverständnis“ bei. In diesem Zusammenhang gehört etwa die populäre Archäologiezeitschrift *Skalk*, die mit ihrem Untertitel „Neues übers Alte“, ihrem unwandelbaren, an Schulfunkhefte der Nachkriegszeit erinnernden umschlagblattlosen A5-Design und ihrem kompromißlos hohen Niveau seit nahezu fünfzig Jahren „eine Leserschare hat, um die sie die Illustrierten über die Reichen und Prominenten beneiden“⁹¹. Die *Gesta Danorum* sind auch in den kleinstädtischen Buch- und Schreibwarenhandlungen landesweit erhältlich, nicht nur Svend Grundtvigs volksbuchartige Version aus dem 19. Jahrhundert, sondern auch die 2000 in drei verschiedenen Ausstattungen erschienene, an akademischen Ansprüchen orientierte, ambitioniert illustrierte Neuübersetzung von Peter Zeeberg⁹². Es ist schwer, sich Helmold von Bosau oder Arnold von Lübeck in ähnlicher Position in Schleswig-Holstein vorzustellen.

90 Beispiele in der Reihenfolge der Nennung: das Oldtidscenter bei Frejlev auf Lolland; das Vikingecenter Lustrupholm bei Ripen und der Hjemsted Oldtidspark bei Scherrebek an der nordschleswigschen Westküste; das Historisk-Arkæologisk Forsøgscenter in Lejre auf Seeland; das 1995 eröffnete Museum „Ribes Vikinger“.

91 *Weekendavisen*, 31.5.2000: „Arkæologien indgår på en selvfølgelig plads i den danske nationale selvførståelse, og den populærvidenskabelige, arkæologiske tidsskrift *Skalk* har en læserskare, som ugebladene om de kendte og rige må misunde.“

92 *Saxos Danmarkshistorie*, København 2000, mit ungenständlichen Monotypen von Maja Lisa Engelhardt, zweibändig in Luxus- und Normalausstattung und einbändig als Paperback. Der Kopenhagener Latinist Zeeberg hat die Übersetzung mit dem Anspruch, die rhetorische Stilvielfalt des Originals erkennen zu lassen, ursprünglich für die angekündigte lateinische Neuedition von Karsten Friis-Jensen angefertigt.

Der Einwand liegt nahe, hier werde ein Gegensatz zwischen zwei Regionen konstruiert, die sich voneinander trotz allen Ähnlichkeiten immerhin in dem zentralen Punkt unterscheiden, daß die eine ein Nationalstaat mit all seinen Institutionen und Imaginationen ist. Dies erklärt die vorgestellten Beobachtungen aber nicht hinreichend, zumal sich weder die in staatlicher Regie vorgenommene Geschichtsvermittlung noch das sich etwa in der Konsumtion historischer Romane äußernde Publikumsinteresse in beiden Ländern grundsätzlich voneinander unterscheidet. Der Unterschied liegt vielmehr in der Fokussierung beziehungsweise Defokussierung des Interesses. An einem Ort, der den direkten Vergleich ermöglicht, nämlich dem von Schulgruppen aus beiden Staaten und Bildungssystemen besuchten Museum am Danewerk ist zu beobachten, daß die Vorkenntnisse der mittelalterlichen Geschichte von Anlage und Region sowie der Problematik des 19. Jahrhunderts bei dänischen Schülern je nach Schulstufe und Art des besuchenden Kurses sehr variieren, bei deutschen Schülern hingegen durchweg nicht vorhanden sind.⁹³ Dies ist nun zweifelsfrei das Ergebnis politischer Entscheidungen. Auch nach den 1997/98 in Kraft getretenen neuen Lehrplänen für Schleswig-Holstein ist die Behandlung der Landesgeschichte lediglich optional und subsidiär zur allgemeinen und zur Nationalgeschichte vorgesehen. Während – um nur eine prägnante Auswahl zu nennen – Grundlagen der Königsherrschaft, Papst und Kaiser, die Reichsgründung von 1871, die Wilhelminische Ära und die Außenpolitik der Weimarer Republik als verbindliche Inhalte genannt werden, sind alle landesgeschichtlichen Themen (selbst die Erhebung und die Kriege 1848/64 oder der Matrosenaufstand in Kiel 1918) zur Behandlung nur „vorgeschlagen“, und unter den in diesem Zusammenhang ausdrücklich

⁹³ Gespräch mit Nis Hardt, Direktor des Museums Danevirkegården, im August 2002. Als symbolische Pointe ließe sich hinzufügen, daß die beiden schwarzen Raben, die die über dem Museum wehenden Standarten zieren und im Inneren als Konservate wiedererscheinen, von dänischen Schülern in aller Regel richtig als Hugin und Munin gedeutet werden, während Odins „Gedächtnis-“ und „Erinnerungs-“ Vögel den Schülern im ‚Wikingerland Schleswig‘ kein Begriff sind. Als ökonomische Pointe sei bemerkt, daß das im Wikingermuseum Haithabu verkaufte Kinderbuch von Erik Hjorth Nielsen: *Nordische Göttersagen erzählt von Hugin und Munin*, auch in der deutschen Ausgabe ein dänisches Produkt ist (København 1999); dasselbe gilt für die CD *Wiking-Klänge*, eine Übernahme der von der Zeitschrift *Skalk* initiierten musikarchäologischen Produktion *Drømte mig en drøm* (1996).



Abb. 7: Hugin und Munin, „Erinnerung“ und „Gedächtnis“, kreisen über dem Museum am Danewerk – ein Emblem, dessen Bedeutung den Schulkindern im „Wikingerland Schleswig“ in ihrer ganz überwiegenden Zahl verborgen bleibt.

angeführten Gegenständen ist kein mittelalterlicher.⁹⁴ In der didaktischen Begründung heißt es zur Umsetzung landesgeschichtlicher Themen (S. 20 der amtlichen Textausgabe): „Der Geschichtsunterricht macht es sich zu Nutze, dass die Regionalgeschichte Anschauungsfeld für die überregionale Geschichte ist und eine Vermittlerrolle zwischen der Geschichte des kleinen Raumes und der nationalen Geschichte spielen kann.“

Vom möglichen Eigenwert der Geschichte Schleswig-Holsteins als einer um ihrer selbst wissenswerten ist hier nicht die Rede, sie wird tributär gedacht als „Anschauungsfeld“ mit „Vermittlerrolle“. In einem gänzlich veränderten politischen Umfeld (und zweifellos mit wesentlich anderen Intentionen) ist diese Position, was die Funktionalisierung regionaler Geschichte angeht, den oben erwähnten Ausführungen Otto Scheels in Bornhöved 1927 über den „kleinen Volksteil in [den] große[n] Zusammenhänge[n]“, das „[V]erlieren im Kleinen“, das „[H]inausschauen in die deutsche, die germanische Welt“, nicht ganz unähnlich. Wenngleich selbstverständlich nicht die Rede davon sein kann, den mit dem Lehrplan befaßten Historikern, Fachdidaktikern und Bildungspolitikern auf dieser Grundlage eine deutschnationale Haltung zuzuschreiben, so ist der Verzicht auf eine eigenständige Betrachtung der Landesgeschichte zugunsten der „Vermittlerrolle“ zur „nationalen Geschichte“ doch immerhin explizit auf den Primat des Lernziels Deutschland hin angelegt. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß das projektierte ‚Schleswig-holsteinische Haus der Geschichte‘ in seiner Konzeption zeitlich im „zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts“ beginnt, also ungefähr zu dem Zeitpunkt, da das Land seine institutionale Eigenständigkeit verlor und an den preußischen (-deutschen) Staat assimiliert wurde⁹⁵ – prima facie ein überraschender Ansatz für eine

offizielle Darstellung der Geschichte eines heutigen Staatswesens, aber erklärlich im Sinne des hier diskutierten Primats des Deutschen vor dem Schleswig-Holsteinischen.

Die pränationale Geschichte des Landes kann, nachdem eine ‚deutsche‘ Interpretation heute fachlich kaum mehr möglich scheint, in diesem Zusammenhang nicht funktionalisiert werden. Ihre soziale Rolle als „Erinnerungsort“, als Ansatz eines narrativ stimmigen Gedankenverlaufes, ist in dem Maße in Frage gestellt, in dem in der Gesellschaft das Deutsche als Charakteristikum des Landes anerkannt ist. Diese Zufriedenheit ist – hält man sich vor Augen, daß Schleswig-Holstein mit seiner gegenüber den integralistischen Zentren peripheren historischen Lage, seinen drei autochthonen Sprachgemeinschaften und seinen aktuellen Strukturproblemen im Rahmen einer Modellbildung zum „Europa der Regionen“ eigentlich die Voraussage nahelegen würde, hier könnte sich ein dem walisischen oder bretonischen Fall ähnlicher Partikularismus entwickeln – in verblüffend hohem Maße gegeben. War die deutschnationale Interpretation der Landesgeschichte im 19. Jahrhundert, auch im Hinblick auf die mögliche Formierung einer politischen Öffentlichkeit mit separatistischer Tendenz, durchaus eine Funktion der sozioökonomischen Interessen der neuen Eliten und noch nach 1945 ein wichtiges Element in der erfolgreichen Integration der pommerschen und ostpreußischen Neubürger, so ist dieser ‚revindikative‘ Charakter heute nicht mehr evident. Otto Brandts Diktum von 1925: „in gewissem Sinne hat es zu allen Zeiten eine ‚schleswig-holsteinische Frage‘ gegeben“⁹⁶, gilt derzeit nicht.

Das hat für den Umgang mit der vordeutschen Geschichte wesentliche Folgen. Da Schleswig-Holsteins Status als Teil der Bundesrepublik Deutschland unbezweifel ist, genügt als dauernde Legitimation dieses Zustandes seine Faktizität. Es ist nicht mehr nötig, wie Karl Alnor 1923 die Auffassung zu vertreten, „angesichts der Notlage unseres Volkes und Staates“ könne von der Wissenschaft erwartet werden, „auf die Veröffentlichung solcher wissenschaftlichen Erkenntnisse zu verzichten, die den na-

94 Nach der Darstellung von Ulrich March: „Geschichte und Landesgeschichte in den neuen Lehrplänen“, in: *Schleswig-Holstein* 3/98, S. 9 ff.; ich beziehe mich hier auf die gymnasialen Inhalte, die expliziter gefaßt sind, aber sich nicht grundsätzlich von denen der anderen Schulformen unterscheiden. – In der 6. Klasse findet der Einstieg ins Fach unter dem Thema „Spuren“ statt, wobei die Behandlung der lokalen Geschichte vorgesehen ist.

95 Da ich an der entsprechenden Debatte keinen Anteil habe, beschränke ich mich auf allgemein zugängliches Material, hier den Artikel „‚Haus der Geschichte‘: Eine neue Perspektive“, *Eckernförder Zeitung*, 20.7.2002, in dem Uwe Danker als Mitglied der Expertengruppe die im November 2001 vorgelegten Grundsätze für das Haus der Geschichte vorstellt. Es ist anzumerken, daß der erkenntnisleitende Begriff kein politikgeschichtlicher ist, sondern „Schleswig-Holsteins Weg in die Moderne“ lautet. Aber abgesehen davon, daß man diesen auch mit den Landreformen des 18. Jahrhunderts einsetzen sehen könnte – eine Debatte, die hier nicht eröffnet werden kann –, bleibt

der Befund bestehen, daß die vordeutsche Geschichte des Landes (und damit denkbare alternative Wege, auch im Hinblick auf die vorgesehenen „tragenden Themen“ Demokratisierung, wirtschaftliche Entwicklungen und Zusammenleben) in dieser Konzeption kaum einen Platz finden kann. In diesem Sinne mag das Konzept im Zusammenhang mit den oben diskutierten Lehrplaneläuterungen gesehen werden.

96 Brandt, *Geschichte Schleswig-Holsteins* (¹1925), S. 1 (= ⁸1981, S. 28).

tionalen Interessen schädlich sind oder werden können“⁹⁷, und zweifellos kann von solchen Praktiken heute auch nirgends die Rede sein. Es ist allerdings zu fragen, ob die auffällige Nicht-Existenz sozial relevanten Denkens an das Mittelalter – und zwar nicht an irgendein, sondern an das schleswigsche und holsteinische Mittelalter – oder zumindest der allgemeine Verzicht auf die Anregung zu oder Inszenierung von solcher Erinnerung nicht auch damit erklärt werden kann, daß die dabei aufzuwerfenden Fragen im Sinne der identitären Bestandswahrung des heutigen Schleswig-Holstein kontraproduktiv werden könnten. Sicher wird kein Mensch und keine Stelle ausdrücklich den populären Bezug auf das ‚eigene‘ Mittelalter (auf das Mittelalter als etwas ‚Eigenes‘) hintertreiben, um unerwünschten aktuellen Folgen vorzubeugen; es kann hier – anders als zu früheren Zeitpunkten der Geschichte, anders auch als an anderen Orten in der europäischen Gegenwart⁹⁸ – nicht um bewußte Strategien gehen, wohl aber um soziale Vorgänge, in denen unterschiedliche Interessen durchaus namhaft gemacht werden können, etwa wenn es um die Diskussion des wirtschaftsräumlichen Potentials geht, das durch ein Verschwinden der innerkimbrischen Grenzziehungen (re)aktiviert zu werden vermöchte.⁹⁹ Es ist denkbar, daß die zunehmend reklamierte allgegenwärtige Verfügbarkeit von Arbeitskräften und Konsumenten außer von der infrastrukturellen, institu-

97 Denkschrift „Die Aufgaben der Wissenschaft in der schleswig-holsteinischen Frage“, Schleswig, Landesarchiv Schleswig 301/5680, zitiert nach Thomas Steensen: *Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert (1879–1945)*. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, 89.) Neumünster 1986, S. 153.

98 Für Schleswig-Holstein verweise ich auf die von Karl-Joachim Lorenzen-Schmidt, s.v. „Geschichtsschreibung“, in: *Schleswig-Holstein Lexikon*, S. 170, mitgeteilte Entscheidung der preußischen Regierung gegen die Einrichtung eines Lehrstuhls für Landesgeschichte in Kiel, es führe zu weit, „für die Pflege der engeren heimatlichen Geschichte und des Lokalpatriotismus eigene Lehrstühle zu unterhalten“; für die europäische Zeitgeschichte sei an die von Fall zu Fall unterschiedlichen, aber in der Konstellation ähnlichen Auseinandersetzungen zwischen Regionalbewegungen und zentralen Administrationen um die institutionelle und inhaltliche Etablierung regionaler Geschichte (Sprache, kultureller Äußerungen) im Bildungswesen Frankreichs, Spaniens oder des sowjetischen Baltikums erinnert.

99 Thomas Riis: „Slesvig-Holsten som foregangsregion i Helstaten“, in: *Meddelelser fra Thorvaldsens Museum 2001*. København 2001 (= Tagung „Under samme himmel. Historie og kultur i Slesvig-Holsten ca. 1780–1848“, Kopenhagen, 5./6. September 2000), S. 26–32. Es wäre sicher möglich, auf empirischer Grundlage ein Inventar der Akteure anzulegen, deren Interessen durch eine solche Aktivierung geschmälert würden.

tionellen und kulturellen Homogenisierung des Territoriums auch von einer möglichst geringen Bindung an das abhängt, was in einer früheren Heimat-Debatte „die Scholle“ hieß und was man heute als *sense of space* bezeichnen würde – oder eben, von der klassisch-rhetorischen Herkunft des Begriffs vom *locus memoriae* abstrahierend, als Orte, an die sich soziale Erinnerung knüpft, die die individuelle supplementiert und validiert.

Zu diesen Orten möchte ich abschließend zurückkehren mit der Beobachtung, daß in diesem Sinne die mittelalterliche Erinnerungslandkarte Nordelbiens, abgesehen von den populären, aber ‚kurzgeschlossenen‘ Wikingern und der im Gegenteil dazu rückgeschriebenen Grenze, auf absehbare Zeit leer bleiben muß. Die Umstände erlauben in diesem Land nun einmal keine Stauer-, Salier- oder Ottonen-Großschauen, in denen andere Teile der Bundesrepublik die regionale mit der nationalen und europäischen Geschichte in Übereinstimmung bringen können. Die Erinnerung an des Landes Mittelalter kann derzeit nur eine ambivalente sein, zumindest in dem Moment, in dem sie – was der Begriff des Erinnerungsortes ja besagen will – „in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden“¹⁰⁰ ist. Solche Üblichkeiten, in denen ein Gerhard der Große, ein Kampf bei Bornhöved oder auch nur ein rekontextualisierter anglicher Wiking vorkäme, gibt es offenbar nicht im heutigen Schleswig-Holstein. In manchem erinnern sie an die Geschichte vom schlafenden Heer im Schüberg, die selber mit Karl Müllenhoffs und Paul Selks Sammlungen auch schon wieder zu einer Art vergessener Erinnerung geworden ist. Wer sich darin aufhält, um seinem Metier nachzugehen, ist gehalten, es nicht zu wecken: Es geschähe zur Unzeit.

100 François/Schulze, Einleitung, in: Dies. (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte I*, S. 18.